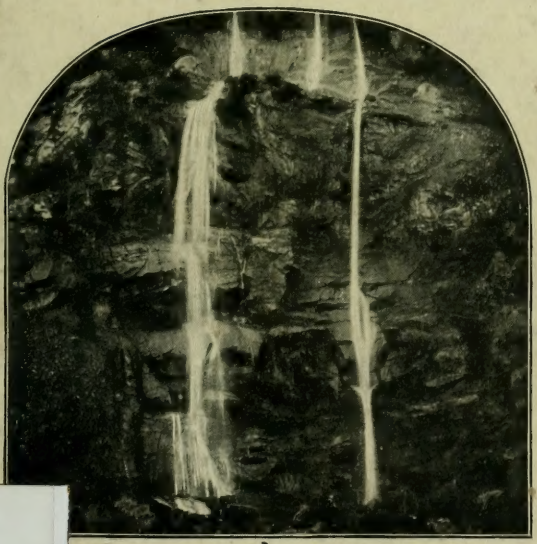
3 1761 07150420 3

Das Bergell

anderungen in der Landschaft und ihrer Geschichte

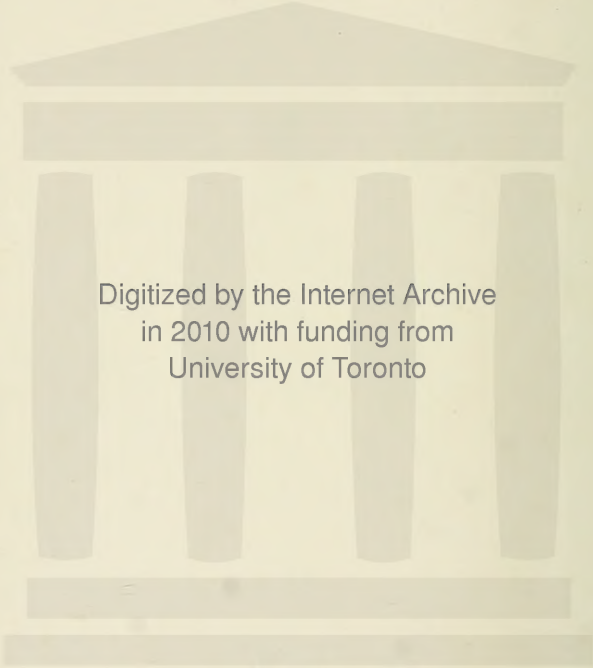
Von

Silvia Andrea



DQ
841
B8A54

Verlag von J. Huber in Frauenfeld


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dasbergellwander00andr

Das Bergell

Wanderungen in der Landschaft und ihrer Geschichte

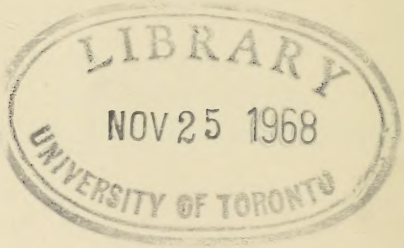
Von

Silvia Andrea

Mit neun Abbildungen
nach photographischen Aufnahmen von A. Garbald

Frauenfeld
Verlag von J. Huber
1901

DQ
841
B8A54



Huber & Co. Buchdruckerei in Frauenfeld.

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Maloja 1

Die Maira. — Gletschermühlen. — Blumenreichtum. — Cavloccioſee. — Iſola. — Fornogletſcher. — Auf der Alp. — Räubergeſchichten. — Graf Reneſſe. — **Segantini.** — Seine Kindheit. — Schweinehirt. — Sein erſtes Werk und ſeine Technik. — Seine erſten Erfolge. — Excelſior! — Der Rafael der Berge. — Ein Programm. — Sein Auftreten und ſein Aeußeres. — Ueber die Kunſt. — Sein Tod.

II. Obporta 40

St. Gaudentius. — Die Septimerſtraße. — Caſaccia. — Vicoſoprano. — Der Albignafall. — Fornogletſcher. — Cacciabella — Eine ſchöne Sage. — Verwüſtungen durch Rüfen. — Auf dem Piz Duan. — Piz Duan. — Alte Leute.

III. Unterporta 65

Die Glocke von Nossa Donna. — Die Bondasca. — Die Salis. — Mondzauber. — Kaſtanienleſe. — Barba Battiſtas Tod. — Einſt und jetzt. — **Bünden und das Veltlin.** — Veltlin Unterthanenland. — Parteiungen. — Der Freiheitskampf der Prättigauer. — Bonaparte. — **Eine italieniſche Bauernhochzeit.** — Saure Wochen, frohe Feſte. — An der Hochzeitstafel. — Hochzeitsbräuche. — Patriarchaliſches. — Kirche und Gebet. — **Der Schmuggel.** — Reiz und Gefahr des Schmuggels.

Seite

IV. Plurs 103

Was der Volksmund erzählt. — Der Untergang. — Auf den Ruinen. — Villa Vertemati.

V. Chiavenna 113

Der Clevner. — Geschichtliches. — Arbeit der Bergströme. — Einst und jetzt.

I. Maloja.

Vor Jahren schritt über das Hochplateau des Maloja ein Gelehrter, der seine Augen prüfend in die Runde schweifen ließ. Er suchte den Oberlauf des Inn, er suchte den Anfang des Engadinerthals. Ein ordentliches Schweizerthal beginnt doch hoch oben an einem Berg, wo die Schneewasser zusammenfließen und sich eine Rinne graben. Die Rinne erweitert sich, vertieft sich, das Wasser bekommt Zufluß, gewinnt an Kraft, spült Erde und Steine fort, die Rinne wird zur Furche, die Furche zum Thal. Sollte es bei der Bildung des Engadinerthals, das sich 22 Stunden lang zwischen mächtigen Gebirgsketten von Maloja nach Tirol hinunterzieht, anders zugegangen sein?

Bisher entwickelte sich das Thal naturgemäß; nun steht der Beschauer vor einer unerklärlichen Thatsache: das Thal stürzt in seiner ganzen Breite in einen Abgrund, verschwunden ist es. Wie geschah der jähe Sprung und wann? Der Gelehrte blickt in die Jahrtausende zurück; durch seine Sinne geht ein urweltlicher Traum. Ein Traum? Nein, Professor Heim steht auf fester Grundlage, er ist Geologe und kennt die Entstehung der Thäler. Noch einen ahnungsvollen Blick wirft er in das sich gegenüber öffnende Seitenthal Marozzo;

dann beginnt die Kombination. Die Thalstufen, die Steine und Felsen ringsum erzählen ihm vom verschwundenen Anfang des Engadinerthals, und vor ihm taucht ein Bild aus jener Zeit auf, als nach dem Rückgang des Eises die große Arbeit des Wassers begann.

Ich weiß nicht, ob das Bild schon hier feste Form gewonnen oder erst, als der Gelehrte zu Hause seine Karten und Bücher zu Hülfe nahm. Bald stand es fertig vor ihm. Nicht in Maloja, sondern jenseits in dem jetzt abgrundtiefen Bergell war der Anfang des Engadinerthals zu suchen. Man denke sich das Bergell von Maloja bis zu einem querliegenden Berg, der in der Gegend von Vicosoprano das Thal abschließt, durch eine ungeheure, langsam ansteigende Brücke überspannt. Diese Brücke war das fortlaufende Engadin und jener Berg bildete die Wasserscheide. Einen Arm streckte das Engadin nach dem Marozzothal, einen andern nach dem Albignathal aus. Beide Seitenthäler öffneten sich und öffnen sich noch nach der Richtung des Engadins und ihre Terrassen entsprechen denjenigen Malojas. Aus ihren Gletscherschlünden strömte weißschäumendes Wasser, das sich im sanftgeneigten Hauptthal vereinigte und seinen natürlichen Weg abwärts nach Maloja nahm. Ebenso der Ordlegnabach, der am Fornogletscher seinen Ursprung hat und das Murettothal durchströmt, das direkt auf Maloja ausmündet. Wie es kam, daß er jetzt Maloja den Rücken kehrt und von seinem hochgelegenen Bett ins Bergell stürzt? Wie es kam, daß Albigna- und Marozzobach bei ihrem Austritt aus den Seitenthälern plötzlich umbiegen und ihre Gewässer statt nach Maloja und dem Silsersee das Bergell hinunter und nach dem Comersee senden?

Jenseits der Wasserscheide vereinigten sich die Bergellerbäche zum Thalfluß, der jetzt den Namen Maira trägt. Die Maira war zwar klein, hatte aber ein mächtiges Gefälle. Sie zerwühlte ihre Ufer und schwemmte Erde und Steine fort; sie nagte an der Querschwelle des Thales und rollte unermüdlich, unverdrossen, jahrtausendelang ihr Material nach der lombardischen Ebene hinunter. Es kam ein Tag, wo die Wasserscheide geschleift war und das Regenwasser und die kleinen Bäche der Umgebung freien Weg fanden und in die Maira abflossen. Diese fraß sich immer tiefer, rascher stürzten ihre Ufer ein, weiter zurück griff sie den Boden an, bis sie auf die Albigna stieß. Die beiden rangen wohl nicht lang um die Oberherrschaft. Die starke, aber langsam fließende Albigna mußte sich der kleinen reißenden Maira ergeben und ging in dieser auf. Letztere wurde immer wasserreicher, gewaltiger, siegreicher; immer mehr eroberte sie das Terrain, immer weiter zurück höhlte sie sich ihr Bett, bis sie dem Marozzobach in die Flanke fiel und auch dieser ihr unterthan werden mußte. Heute betrachtet man den Marozzobach als den Oberlauf der Maira. Durch einen Bergzug vom Bergell getrennt fließen von Val Campo und Val Lunga ein paar Bäche zusammen, welche die Maira ergeben. Diese durchströmt das Marozzothal, biegt um den Lizzonestock und lenkt in das Bergellerthal um. Muß ich diesen vertrakten Bachweg beschreiben, so komme ich in Versuchung zu sagen, das Wasser laufe hinter den Bergen von Vicosoprano nach Casaccia aufwärts. Man stelle sich ein Hufeisen vor, dessen Ende stark aufwärts verbogen ist. Hier beginnt das Wasser gegen das tiefere Ende abzufließen. Das ist ungefähr der Lauf der Maira, die

im Bergell fast parallel mit ihrem Oberlauf im Marozzothal, aber in entgegengesetzter Richtung fließt. Den gleichen hufeisenförmigen Lauf weisen auch Albigna und Ordlegna auf.

Die Ordlegna mag wohl noch lange von ihrer Höhe auf das Treiben der beiden wilden Schwestern im Thal hinuntergeschaut haben, bis sie sich entschloß, die dritte im Bunde zu sein. Vielleicht kam ihr ein Zufall zu Hülfe, ein Erdschlipf, ein Baumstrunk, der quer in ihr Bett fiel. Sie versuchte auszuweichen, sie fand eine kleine Rinne, machte ein paar schüchterne Schritte, die Rinne vertiefte sich, — wie leicht läuft es sich auf Nebenwegen! — es war kein Halten mehr, sie stürzte hinunter und vereinigte sich mit ihnen.

Die Maira begann nun in ihrer vielfachen Verstärkung die Ausspülung des Thales in großem Maßstabe. Hinuntergeschwemmt wurde alles, was ihr unbequem war, Weiden, Wälder und Hügel, und in der großen Ebene am Fuße der Alpen abgelagert. Sie schuf sich ihr Thal, das Thal der Maira, Bergell. In Maloja aber trat Ruhe ein; sein Wasserreich war ihm genommen; nur der kleine Inn, der hoch oben vom Longhino herunterkommt, blieb ihm treu. Die Bodenbildung stand still.

Diese Ruhe selbst aber enthielt für das große Wasserbecken, das sich von Maloja bis St. Moritz erstreckte, den Keim der Veränderung. Statt des starken Bergstroms, der seine wallende Straße weit in den See hinein zeichnete, ergoß sich nur der schwache Innbach in die große Wassermasse. Die Stoßkraft der Wellen wurde so vermindert, daß sie nicht mehr im stande waren, das Geschiebe der Seitenbäche, die weiter unten hinzukamen, fortzuschaffen. Dieses sank auf den Grund, häufte sich, überragte den Wasserspiegel und

wurde Land. Das Wasserbecken wurde in drei Teile getrennt, die heute die Seen von Sils, Silvaplana und St. Moritz ausmachen. Den gleichen Vorgang kann man noch heute deutlich am Silsersee wahrnehmen. Die Ablagerungen des Fedozbaches und des gegenüberliegenden Baches am Crap da Chüern sind schon so weit in den See vorgeschoben, daß sie kleine Landzungen bilden. Es ist unschwer zu erraten, daß sich die Ablagerungen der beiden Bäche einst begegnen werden und man trockenen Fußes hinüber und herüber gehen kann; dann ist auch der schöne Silsersee geteilt.

Als ob die Menschen eine Ahnung vom vergangenen und zukünftigen Stand der Dinge hätten, haben sie hier vom Delta des Fedozbaches zum Crap da Chüern quer über den See die Grenzlinie zwischen Bergell und Engadin gezogen, so daß die eine Hälfte des Silsersees auf Engadiner-, die andere Hälfte auf Bergellergebiet liegt.

Maloja gibt uns auch über die Periode Aufschluß, die der Thalbildung vorausging. Die Gletschermühlen oder Strudellöcher verraten, daß hier ein Gletscher war. Gletschermühlen entstehen auf dem Grunde des Gletschers durch die quirlende Bewegung des sickernden Wassers, denn Tropfen um Tropfen höhlt auch den Stein. Manchmal auch findet das Schmelzwasser, das sich auf der Oberfläche ansammelt, eine Spalte und stürzt mit Gewalt auf den felsigen Untergrund, einen Stein mit sich führend, wie er sich eben auf dem Gletscher befand. In diesem Fall geht die Höhlung des Felsens rascher und gründlicher vor sich. Der Stein gerät durch das stürzende Wasser in Schwung und verrichtet die Arbeit eines Mahlsteins. Er mahlt, scheuert, glättet; die Höhlung wird immer tiefer, umfangreicher; sie nimmt die Gestalt

einer Schale, eines Kessels an. Das Wasser fließt über und sucht sich unter dem Gletscher einen Ausweg, bis es am Rande desselben als Bach hervortritt; der Stein aber bleibt durch seine Schwere im Kessel liegen. So findet man auf alten Gletscherlagern Strudellöcher mit ihren Mahlsteinen, wenn die Gletscher vor dem mildern Hauch einer spätern Periode längst dahingeschwunden sind.

Die Mahlsteine in den Gletschermühlen Malojas sind nun nicht Malojagestein, sondern haben ihre Heimat am Fornogletscher und sind von diesem bis hier herausgeschoben worden. Der Malojagletscher war wohl nur die Fortsetzung des Fornogletschers, der jetzt bis in den Hintergrund des Murettothals zurückgewichen ist und mit den Eisfeldern des Bernina, der Albigna und Bondasca zusammenhängt.

Nach der ersten Entdeckung einer solchen Gletschermühle in Maloja in den achtziger Jahren hat man noch eine Menge aufgefunden und freigelegt; ja, am Hügel gegen den Longhinostock hin befindet sich ein ganzer Gletschergarten. Diese Gletschermühlen tragen zum Teil ihren Entdeckern oder Liebhabern zu Ehren recht fremde und befremdende Namen. Eine der schönsten und besterhaltenen wurde nach einer englischen Dame benannt, die bei ihrer Bloßlegung zugegen war und nachher den Arbeitern ein frohes Fest bereitete. Der Kessel hat 7,5 Meter Tiefe und 10 Meter Umfang und enthielt Hunderte von Mahlsteinen. Die größte bis jetzt aufgefundene Gletschermühle hat einen Durchmesser von 6 Metern und die kolossale Tiefe von 11 Metern, sie erweitert und verengert sich zweimal, der Boden hat die gewöhnliche Kesselform. Wann und wie lange haben Strudelwasser und Mahlsteine an ihrer Aushöhlung gearbeitet?

Maloja liegt 1810 Meter über Meer und ist gegenwärtig eine köstlich grüne Oase in der Einrahmung erhabener Berge. Links schaut die dunkle Felspyramide des Longhino hernieder, rechts ziehen sich die Kuppen der Margna und des Monte Forno hin; jenseits der Bergellerschlucht grüßen die Giganten des Bergells herüber und gegen das Engadin breitet sich der Silsersee aus mit seinem unendlichen Frieden. Stille liegt auf diesem kleinen Stück Gotteswelt. Es ist, als ob der vieltausendjährige Feiertag, der nach den Umwälzungen der postglacialen Zeit auf dem wasserberaubten Hochplateau ruht, in der Luft webe, um die Bergesgipfel schwebe und sich der Kreatur mitteile. Nur das Schweigen des Hochgebirgs spricht zum Gemüt eine Sprache, wie sie eindringlicher keines Menschen Zunge jemals gefunden hat.

Augenerfreuend ist der Blumenreichtum Malojas. Im Monat Juni ist das Hochplateau mit seinen ansteigenden Halden ein einziger Blumengarten. Wie sie alle heißen, die allerliebsten Blumenzwerge, die in allen Farben das kurze Gras überragen, weiß ich nicht, denn die Zeit der Botanik liegt längst hinter mir. Da sind stern-, strahlenförmige, kelch-, teller-, dütenförmige, solche mit sinnig gesenktem Köpfchen und solche mit aufschauendem Blick; sie sind alle wunderbar schön, mit einem Wort Alpenblumen. Nur eine will ich nennen; weit überragt sie alle andern, sitzt fest auf holzartigen Aestchen und leuchtet in einem nur ihr eigenen Rot aus grünglänzenden, unten rostbraunen Blättern. Unten im tiefen Bergellerthal blüht in einem Garten ihre Schwester, eine Riesendame mit pomphaften Blüten über flachem Blätterkranz und läßt sich fremdländisch Rhododendron ponticum titulieren. Du, aber stolze, keusche, herb-

duftende Blume des Hochgebirgs, Königin der Alpenblumen, du bist die Alpenrose.

Wenn wir das Auge zu den Bergesgipfeln erheben, die hier so nahe gerückt scheinen, entsteht auch in dem wenig geübten Bergsteiger der Wunsch, sie in der Nähe zu besichtigen. Zuerst lockt uns der kleine, brave Inn, dessen stäubende Wasserfälle wir in der Sonne weiß schimmern sehen, ihn in seiner Behausung aufzusuchen. Der Weg führt uns in das kleine Thal Pila an den Hütten vorbei, hinter welchen er sich hebt. Er überwindet im Zickzack das steilere Gehänge und führt dann in stets ansteigender, aber fast gerader Linie zum kleinen See, der zwischen öden, aber schön geschwungenen Ufern den Traum der Bergeinsamkeit träumt. Kein Wald, kein zerrissener Felsenkamm wirft seinen Schatten auf seinen Spiegel; nur die Ruhe und Bläue des Himmels liegen darauf, die Natur ist ringsum zur Steinwüste erstarrt. Ueber Steintrümmer, durch die sich ein gefahrloser Pfad windet, erreicht man in einer weitern Stunde den Pizzo Longhino 2780 Meter über Meer. Die Aussicht von diesem leicht ersteigbaren Gipfel kann mit vielen, die der Bergsteiger sich durch unsägliche Mühe und Lebensgefahr erkauft, in Konkurrenz treten. Unter uns liegt das ganze obere Innthal, ein Teil des Bergells und Oberhalbsteins, auch viele dem Rhein zugekehrte Thäler; sogar die breiten Felsenmauern des Calanda bei Chur kommen in Sicht. Von überwältigender Wirkung ist aber der Anblick der in der Nähe aufragenden Kuppen, Zacken, Gräte der Bernina-, Forno- und Disgraziagruppe, die als gold- und silberblitzende Riesenkrone die dunkle Felsenmasse überragen. In ihren Vertiefungen liegen Schnee und Eisfelder, die manchmal ihre weißen Arme weit hinunter-

Cavloccio-See.

ſtrecken. Wo die Berge auseinander treten, thun ſich ſaftgrüne Thäler auf, die manchmal von Hütten überſäet ſind. Ueber dem Ganzen breitet ſich der ſtrahlende Engadiner- und Bergellerhimmel aus, deſſen tiefſattes Blau mit dem Azur wetteifert, der über Italiens Fluren leuchtet.

Ein Blick in das Murettothal gegenüber erweckt in uns den Wunſch, auch dieſes Seitenthal zu beſuchen. Es wäre in der That ſchade, Maloja zu verlaſſen, ohne es kennen gelernt zu haben. Auf dem Fahrweg gelangt man zunächſt zur Häuſergruppe Ordeno. Hier ſenkt er ſich zur Brücke des Ordlegnabachs, der ſich auf ſeiner Flucht ſchon tief in die Felſen eingeſägt hat und teilweiſe unter rieſigen Steinblöcken verſchwindet. Er bereitet ſich ſchon auf den großen Sturz vor, der ihn zu Thal der Maira entgegenführen ſoll. Der ſchöne Waſſerfall wird von der Malojaſtraße aus erreicht, wo man ihn von einer Felsplatte in ſeiner ganzen ſtäubenden Pracht bewundern kann. Zieht man vor zu Fuß zu gehen, ſo kann man den alten Saumweg des Muretto benützen, der gleich hinter Malojakulm einſetzt und faſt eben zur obern Brücke des Ordlegnabaches führt. Hier hebt er ſich ſteil zum Fahrweg hinauf, der ſich um einen Felskopf windet, und bald erreicht man den Cavloccio-bach), der ſich nach kurzem Lauf mit der Ordlegna vereinigt. Im Schutze des Felſenwalls gedeiht hier noch ein prächtiger Lärchenwald, der den Cavlocciosee auf drei Seiten umgibt. Der Cavlocciosee, ein wahrer Walderemit, hat in ſeiner Abgeſchloſſenheit etwas Tiefernſtes. Hier iſt gut ſeufzen. Für ein weltflüchtiges Gemüt wüßte ich keinen paſſendern Aufenthalt, als hier auf einem der Felſen zu ſitzen, die in ſein dunkelgrünes Gewäſſer hineinragen, und dem leiſen Wellen-

schlage zu lauschen; aber auch das Weltkind weilt gern ein paar Stunden an seinem Ufer und vergißt, dem Zauber der Einsamkeit hingegeben, was draußen liegt. Auf dieser Seite des Thales befinden sich noch mehrere schöne Aussichtspunkte; die Palme gebührt der Motta Salecina mit dem Bitabergasee und dem weiten Ausblick ins Bergellerthal bis zur Ruine Castelmuro bei Promontogno. Geht man vom Cavloccioſee noch weiter ins Thal hinein, so gelangt man zum Fornogletscher, der dem Spaziergänger Umkehr gebietet. Der geübte Bergsteiger aber betritt auf dem Fornogletscher das ungeheure Eisgebiet, das sich vom Berninastock nach allen Himmelsgegenden ausbreitet und seine Ausläufer ins Engadin, Puschlav und Bergell sendet.

Auf der andern Thalseite führt der Saumpfad direkt auf den Murettopaß, nach Val Malenco. Vor Anlegung der Berninastraße war er stark begangen; jetzt ist er fast verlassen. Der Muretto wäre kein rechter Alpenpaß, wenn er nicht auch seinen Gletscher aufzuweisen hätte, aber neben der Eismasse des Forno kommt er nicht in Betracht. Der Dritte im Bunde auf Maloja-Bergellergebiet ist der Fedozgletscher. Ihm entströmt der reißende Fedozbach, der sich eine tiefe Schlucht gegraben hat und nahe am Ausgang derselben zu Thal stürzt. Hier verlangsamt er seinen Schritt, teilt sich in mehrere Rinnen und ergießt sich in den Silsersee. Auf der kleinen Landzunge, die sein Geschiebe gebildet hat und die jetzt in blühendes Land verwandelt ist, steht die Häusergruppe Isola. Das Dörfchen besteht aus wenigen Hütten und Ställen und einem alten Herrenhaus, das einst der Familie Vertemati von Plurs gehörte, welche beim Sturz des Monte Conti im Thal der Maira ihren Untergang

fand. Stube und Hausrat weisen reichliche Bemalung, Holzschnitzerei und schöne Täfelungen von Arvenholz auf.

Ich kann Isola nicht verlassen, ohne eines kleinen Vorfalls zu gedenken, den ich miterlebte. Als ich in das Herrenhaus trat, das nun in ein Restaurant umgewandelt ist, traf ich am Wirtstisch einen deutschen Herrn, den ich auf einer Bergtour kennen gelernt hatte. Er war damit beschäftigt, eine Masse selbstgepflücktes Edelweiß in ein Kästchen zur Versendung zu ordnen. Nach der ersten Begrüßung erzählte er mir, er komme von der Besteigung der Margna zurück, wo er eine wundervolle Aussicht auf den rätischen Alpenkranz genossen habe.

Während er sprach ging die Thür auf und in der Umrahmung erschien ein Greis, den ich in der tiefsten Tiefe des Bergells wähnte. Er war ein Landeskind wie ich, und obwohl wir zu Hause gute Nachbarschaft hielten, ging jetzt sein Auge achtlos über mich hinweg, um voll Verwunderung auf dem Fremden haften zu bleiben.

„Herr Geheimrat Rabe", rief er endlich, „sind Sie es oder sind Sie es nicht?"

Der Fremde blickte ebenso verwundert auf und erwiderte: „„Rabe schon, aber kein geheimer.""

„Allerdings können Sie nicht der Herr Geheimrat sein", sagte der Greis sich besinnend; „aber dann sind Sie sein Sohn und ich habe Sie schon gekannt, als Sie noch der kleine Arthur waren und gern Konfekt aßen."

„„Onkel Battista, ich kenne Sie noch!"" erwiderte Herr Rabe und streckte dem Alten herzlich die Hand entgegen.

Ich erriet sofort den Zusammenhang zwischen diesen zwei Menschen; denn Barba Battista, wie er auch in unserm

Dorf genannt wurde, hatte mir oft und nicht ohne Stolz vom Herrn Geheimrat in Berlin erzählt, der in der Beletage wohnte und täglich in seinen Laden herunterkam, um eine Tasse Kaffee zu trinken und seine Zeitung zu lesen. Onkel Battista gehörte noch zur alten Gilde der Bergeller Cafetiers, die in ihrer Jugend nach der Fremde auswanderten und sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen erwarben, mit welchem sie später heimkehrten, um in ihrem Heimatthal einen sorgenlosen Lebensabend zu genießen. So hatte auch Onkel Battista viele Jahre seines Lebens in Berlin zugebracht.

Nun ging es an ein Fragen. Onkel Battista wollte vor allen Dingen wissen, ob sein Nachfolger gute Geschäfte machte.

„Nicht so gute wie Sie", lachte Herr Rabe.

„„Dafür wird er auch nicht 50 Jahre lang den gleichen Gehrock getragen und in einer Dachkammer geschlafen haben wie ich."" Mit diesen Worten stäubte der alte Mann mit seinem Taschentuch sorgfältig seinen Gehrock ab, dessen Façon um ein halbes Jahrhundert zurückwies, und fügte wie sich entschuldigend hinzu: „„Um nach einer Alp zu gehen wäre ein solcher Staat wahrlich nicht nötig; aber in den Wirtshäusern wird man nur von oben herab angesehen, wenn man nicht wie ein Engländer auftritt; auch ist es gut, wenn die Motten einmal herauskommen.""

Nun nahm Barba Battista auch von mir Notiz. Ich sprach mein Erstaunen aus ihn hier zu treffen; denn der neunzigjährige Mann hatte schon seit Jahren sein Dorf nicht mehr verlassen. Mein Erstaunen wuchs, als er sagte, er wolle hier und am Longhino die Stätten besuchen, wo

er als Hirtenjunge glückliche Jahre verlebt habe. Es war sonst nicht seine Art, über Gemütsregungen zu sprechen.

Herr Rabe schien an dem Alten seine Freude zu haben und erkundigte sich angelegentlich nach seinem Schicksal. Barba Battista erwiderte bescheiden, er sei Junggeselle geblieben und habe kein Schicksal gehabt.

Letzteres ist nicht wahr. Auf seinem Schicksal stehen jetzt in unserm Thal viele erfreuliche Existenzen, was manches berühmte Schicksal nicht zuwegegebracht hat.

Dann erzählte er noch manches von seinem Aufenthalt in Berlin. Ich hörte den Alten immer gern, wenn er von den frühern Geschäftsverhältnissen der Bündner im Ausland sprach, obwohl oder vielmehr weil sie uns jetzt fremd geworden sind und mit unsrer Lebensauffassung nicht mehr übereinstimmen.

Unterdessen hatte Herr Rabe unter vielen Unterbrechungen sein Edelweiß fertig eingepackt und machte sich zur Rückkehr nach Maloja bereit. Da wir den gleichen Weg zu machen hatten, gingen wir mit ihm. Der Weg von Isola nach Maloja führt teils durch Wald und grüne Wiesen am Ufer des Sees entlang und ist sehr anmutig. Herr Rabe bemerkte, das reizend Idyllische könne ihn nicht lange fesseln; größere Anziehungskraft übe auf ihn die erhabene Majestät der Gletscherwelt aus. Dann wies er nach dem Fornogletscher und fügte hinzu, den Kerl wolle er noch gründlich kennen lernen, bevor er Maloja verlasse.

Es machte sich ganz von selbst, daß ich von der einstigen Herrschaft des Fornogletschers über ganz Maloja, sowie von der interessanten Entdeckung des Professors Heim über die veränderten Wasserläufe erzählte. Es stellte sich heraus,

daß Herr Rabe kein gläubiges Gemüt hatte. Zuerst machte er eine lächelnde Bemerkung über den „Uranfang“; dann zog er die Ergebnisse der Wissenschaft in Zweifel, indem er behauptete, die Vergletscherung Malojas und die veränderten Wasserläufe seien vorläufig Hypothese. Meiner Beweisführung trat er mit dem Scherz entgegen, die Gletschermühlen seien die Blumentöpfe unsrer Ahnen in Maloja gewesen und die Aushöhlung von Casaccia ihr Waschkessel.

Während dieser Diskussion hatten wir, die Wahrheit zu sagen, Barba Battista vergessen. Er aber ließ sich zu unsrer Ueberraschung plötzlich mit der Warnung vernehmen, über solche Dinge solle man nicht leichtfertig reden; wo denn die Schöpfung des Herrn bleibe?

Ich traute meinen Ohren kaum; niemals hatte Onkel Battista über seinen religiösen Standpunkt gesprochen und ich glaubte, er habe keinen. Auch das ist nicht wahr. Wenige Tage später überzeugte ich mich selbst, daß sein kleines Bücherbrett die Bibel von Diodati und Gebetbücher aus dem achtzehnten Jahrhundert trug — nichts anderes, aber alle wiesen Spuren fleißigen Gebrauchs auf.

Herr Rabe nahm die Zurechtweisung mit einem liebenswürdigen Lächeln entgegen und beschleunigte seinen ohnehin raschen Schritt. In Maloja verabschiedete er sich von uns, um sich in sein Gasthaus zu begeben, nachdem er uns versprochen hatte, auch ins Bergell hinunterzukommen; „vielleicht auf nicht ganz gewöhnlichem Wege“, rief er uns noch nach.

Einen Augenblick beschäftigte mich der Gedanke, welche abenteuerliche Tour er etwa vorhaben könnte; denn Herr Rabe, der alles verneinte, glaubte unbedingt an seine langen Beine, die ihn schon auf unzählige Bergesgipfel getragen hatten.

Mein Nachbar übernachtete im gleichen Gasthaus wie ich, und am nächsten Morgen nahm ich gern seine Einladung an, ihn zu jener Alp des Longhino zu begleiten, auf der er als Hirtenknabe fremde Kühe gehütet und fremdes Brot gegessen hatte. Nicht ohne Stolz fügte er hinzu, jetzt gehöre die Alp samt der ganzen Viehhabe seinem Neffen. Unterwegs wurde mir mein Nachbar immer unverständlicher; eine ungewohnte Weichheit war über ihn gekommen; er sprach von seiner Kindheit, von seinem Hirtenleben auf den Bergen und mit besonderer Wärme von seiner Mutter, die vor siebenzig Jahren gestorben war. Die Mannesperiode, die ihm den harten Kampf um die Existenz gebracht hatte, schien versunken zu sein; nur glückliche Bilder erfüllten seine Seele.

Unter diesen Gesprächen erreichten wir unvermutet die Alp. Unsere Ankunft erregte beim Neffen kein geringes Erstaunen und trug dem neunzigjährigen Greis einen leisen Vorwurf über dessen gewagtes Unternehmen ein, den dieser jedoch scharf ablehnte.

Auf der Alp selbst war es lieblich. Unter den Felsenwüsteneien des stark verwitterten Longhinostockes liegt hie und da ein kultiviertes Wiesengelände, auf dem das duftigste Heu wächst; ein Bächlein fließt über den Grund, ein paar Häuschen liegen umher; denn wo ein Grashalm gedeiht, ist auch gleich der Mensch dabei, um ihn für seine Kuh zu verwerten. Der landwirtschaftliche Boden in Maloja und darüber hinaus gehört Bergellerbauern, die hier eine Art Nomadenwirtschaft führen. Wenn die Heuernte im tiefen Bergell vorüber ist, ziehen sie nach höher gelegenen Terrassen, um auch diesen ihren Tribut abzufordern. Der Hochsommer führt sie nach Maloja, wo sie bleiben, bis das Heu eingeheimst und ver-

füttert ist. Hier arbeiten die fleißigen Leute vom Morgen früh bis am Abend spät. Dabei führen sie ein ganz patriarchalisches Leben, um das man sie beneiden könnte. Auch ihre Milchwirtschaft betreiben sie wie ihre Vorfahren wahrscheinlich schon vor tausend Jahren, da sie durch Klima und Verhältnisse bedingt ist. Den Spaziergänger dünkt diese Sommerfrische, die sich die Bergellerbauern gestatten können, ohne in den Geldseckel greifen zu müssen, schön. Wenn gar am Abend die Kühe von der Weide kommen und mit Schellengeklingel und frohem Muhen ihre Ankunft ankündigen, ist das Idyll vollständig. Freilich, wenn mitten im Sommer Schneesturm eintritt und die Weiden und das gemähte Heu unter der weißen Decke liegen, mag die Sache für die Betreffenden anders aussehen. Diese kleinen Bauernkolonien sind im Winter verlassen.

Wir hatten die Absicht gehabt, am Nachmittag nach Maloja zurückzukehren; aber nun behauptete Barba Battista auf einmal, er habe sich schon lange gesehnt, auf Bergheu zu schlafen, da es verjüngende Kraft besitze, und nun sich ihm die Gelegenheit darbiete, wolle er sich diese nicht entgehen lassen. Ich glaube, er war sehr müde und sehnte sich viel mehr nach Ruhe als nach einem Heulager, obwohl er es nicht zugestehen wollte. Auch wurde ihm ein solches nicht zu teil, denn der Neffe wollte es natürlich nicht dulden, daß der Greis sich damit begnüge, während er die kräftigen Glieder auf einem guten Bett ausstrecke. Barba Battista blieb also auf der Alp. Wir trafen noch Verabredung für unsere gemeinschaftliche Heimkehr ins Bergell; dann trat ich allein den Rückweg nach unserm Gasthaus an. Es war mir dies nicht unlieb, denn ich hatte in Maloja einen Akt der Pietät

Maloja gegen das Engadin hin.

zu erfüllen, bei dem ich Barba Battista nicht wohl brauchen konnte: ich wollte Segantinis Grab besuchen. Unterwegs vertiefte ich mich ganz in das einfache Hirtenleben, das unsere Väter in ihren Bergen führten. Eine vorüberjausende Equipage weckte mich aus meinen Träumereien. Als ich aufblickte, befand ich mich auf der Landstraße und Maloja stand vor mir, Maloja der Neuzeit, der beliebte Luftkurort für elegante Sommerfrischler, Maloja mit seinen großartigen Hotels, reizenden Chalets und seinen vielverschlungenen Wegen. Noch vor zwanzig Jahren war Maloja in dieser Eigenschaft eine terra incognita.

Das Engadin selbst war vor dem Straßenbau ein abgeschlossenes Thal, das wenig Verkehr nach außen hatte. Im achtzehnten Jahrhundert besaß Graubünden überhaupt eine einzige wirkliche Straße von Chur nach St. Gallen; alles andere waren nur fahrbare Wege. Die Bergstraßen waren schlecht und unsicher. Wir modernen Menschen, die im bequemen Postwagen bis zu den höchsten Thälern hinauffahren, finden es kaum glaublich, daß noch vor anderthalb Jahrhunderten viele Wege unseres lieben Vaterlandes durch allerlei Diebsgesindel unsicher gemacht wurden. Zur Ehre der einheimischen Bevölkerung muß gesagt werden, daß es gewöhnlich Ausgestoßene der Nachbarstaaten waren, hauptsächlich Wanderzigeuner aus Oesterreich und Deserteure aus Italien, die auf dem freien Boden Graubündens ihre Zelte aufschlugen und da zur Landesplage wurden. In gar bösem Ruf stand auch Maloja. Eine französische Zeitung jener Zeit: Histoires remarquables de notre temps wußte zu berichten, daß eine Herberge in Maloja eine wahre Mordhöhle war. Einst nahmen dort fremde Studenten Nacht-

quartier. Die Wirtsleute drangen in ihre Kammer, um sie zu ermorden und zu berauben. Die Studenten wehrten sich und konnten entfliehen. Im Dorf Sils machten sie Anzeige vom Vorgefallenen. Es wurde im Ernst eingeschritten und die Haussuchung ergab eine Menge Skelette, die im Keller vergraben waren. So die französische Zeitung. Als strengere Zucht waltete und die Sicherheit der Straßen hergestellt war, gab es im Kanton Graubünden brave Wirtshäuser, wo sich der Reisende an Bündner Rauchfleisch und Veltliner erlaben konnte und ruhig in seinem Bett schlafen durfte. So war es auch in Maloja und so blieb es noch lange, nachdem St. Moritz schon ein berühmter Kurort geworden war.

Da fuhr eines Tages der belgische Graf Renesse mit seiner Gemahlin vom Bad St. Moritz herauf und sah das einsam träumende Hochplateau im Kranze seiner Riesenberge. Ihm wurde wie dem Königssohn, als er hinter dem dornenumsponnenen Schloß Dornröschen entdeckte; er wollte es haben. Die idyllische grüne Oase sollte ein Sammelplatz französischer und belgischer Aristokratie werden. Er kaufte Boden und erbaute Kursaal Maloja. Das prächtige Hotel, ungefähr 1800 Meter über Meer gelegen, soll nach dem Bundesrathaus in Bern und dem eidgenössischen Polytechnikum in Zürich das größte Gebäude der Schweiz sein und ist mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Als das Hotel gebaut wurde, erzählte man sich Wunder vom Grafen Renesse, der in Maloja eine Stadt gründen wolle, und von der Gräfin, die von Maloja so entzückt sei, daß sie droben zu sterben wünsche. Seither ist zwar keine Stadt, aber doch eine Reihe von Villen und Chalets entstanden und Maloja ist eine Sommerfrische ersten Ranges geworden. Auf einem

Hügel, der gegen Bergell abstürzt, thront die Villa des Grafen selbst, seinem phantasievollem Geschmack entsprechend halb mittelalterliche Burg, halb Schweizerhaus. Dem Grafen wurde aber das Dornröschen zur Dornenrose, die ihn gründlich zerstach. Das Gasthaus ist in fremde Hände übergegangen, seine Villa unausgebaut geblieben. Der Graf ist im Lande fast verschollen, die Gräfin ruht in belgischer Erde. Das finanzielle Unternehmen mißglückte, aber Kursaal steht dennoch da als Zeuge eines schwungvollen Unternehmungsgeistes, dem ein Zug von Genialität nicht abzusprechen ist, und Maloja prangt nach wie vor in jener hehren Schönheit der Bergwelt, die Menschen weder geben noch nehmen können.

Mit Maloja unverwischbar verbunden ist auch das Bild eines Mannes, der, dem Hasten und Jagen nach Geld und Genuß gänzlich abgewandt, sich nur im Reiche des Ideals bewegte. Es ist der Maler Segantini.

Segantini.

Ein verirrtes Kind auf der unabsehbaren Ebene, die sich auf allen Seiten um Mailand ausdehnt. Vor sich, hinter sich, neben sich in geradem Strich Maisfelder, Kohlfelder, Kürbisfelder und darüber breitgelagerter Sonnenglanz. Ringsum nichts als das eintönige Gezirpe und Gesumme unzähliger Insekten, kein Laut, der an bewohnte Menschenstätten erinnert, kein Brot, kein Tropfen Wasser, um die sinkenden Kräfte zu beleben. Ist dies die goldene Freiheit, welche die kleine Brust mit so unbezwinglicher Sehnsucht

erfüllte, daß sie entweder zerspringen oder sich Luft machen mußte?

Schwarze Wolkenmassen steigen am Horizont empor und breiten sich unter heftigen Windstößen über den ganzen Himmel aus. Der Kleine merkt nichts davon, bis ein Donnerschlag die Erde erbeben macht und der Regen in Strömen herniederfällt. Das kühlende Naß bringt ihm Erquickung und er wandert unter Donner und Blitz weiter, weiter, bis die kleinen Beine zu versagen, der Atem zu stocken droht. Da sinkt er hin, aber nicht um in Verzweiflung nach Menschen zu rufen, sondern um — einzuschlafen.

Das Gewitter hat sich verzogen, die Sterne flimmern vom Himmel und der Kleine schläft fort. Da horch, Menschenstimmen! Zwei verspätete Fuhrleute kommen aus der Stadt nach Hause und finden das ganz durchnäßte Kind am Wege. Die Männer hätten nicht zur Nation der gebornen Kinderfreunde gehören müssen, um von Staunen und Mitleid ergriffen zu sein. Der eine neigt sich über das kleine Wesen und sieht in ein braunes, von schwarzem Gelock umrahmtes Gesicht, das den süßesten Frieden atmet. „Kind," ruft er, „wer bist du, woher kommst du, wie ist dein Name?"

„„Giovanni Segantini,"" lallt der Kleine, der langsam ein paar Augen aufschlägt, deren Glanz mit demjenigen der Sterne wetteifert.

Ja, der kleine Vagabund war Giovanni Segantini.

Segantini wurde am fünfzehnten Januar 1858 in Arco im Tridentinischen von armen Eltern geboren. Sein Vater war Tischler; seine Mutter, die zweite Frau und viel jünger als der Vater, trieb vor dem Städtchen einen kleinen Gemüsehandel. Trotz der beschränkten Verhältnisse des

Elternhauses hatte der Knabe alles, was sein Herz begehrte, Licht, Luft, Sonne, Elternliebe. Er durfte sich nach Herzenslust im Gärtchen und auf der Straße herumtummeln, und seiner Seele prägte sich unwillkürlich das Bild einer großartigen Natur ein, das ihn durch das Leben begleitete, obwohl er seine Heimat seit dem fünften Jahr nicht wiedersah.

Ueber der kleinen Familie scheint ein eigener Unstern gewaltet zu haben. Der ältere Bruder kam in den Flammen um; Giovanni selbst fiel einmal von einem Steg in einen Strom und wurde mit genauer Not von einem Jäger gerettet, der zufällig von den Bergen kam. Der Mann hieß Domenik Morgen und erhielt von der Regierung für seine wackere That eine Prämie von sechsundzwanzig Gulden. Auch dieses Ereignis blieb für immer in Segantinis Gedächtnis haften und noch in späten Jahren erinnerte er sich seiner roten Wollenmütze, die er neben sich auf dem Strom schwimmen sah, bis ihm die Sinne vergingen und er, in seinem Bettchen geborgen, von den weinenden Eltern den Vorgang erfuhr. — Seine Mutter kränkelte nach seiner Geburt fortwährend und starb, als er fünf Jahre alt war. Mit ihrem Tod begann seine traurige Zeit. Der Vater brachte ihn zu einer Stiefschwester nach Mailand, die einen kleinen Parfümerieladen hielt. Auch hier war die Familie nicht vom Glück begünstigt. Die Schwester mußte schlechter Geschäfte wegen den Laden schließen und der Vater wanderte nach Amerika aus. Segantini sah ihn nicht wieder. Während die Schwester tagtäglich ihrem Verdienst nachging, saß das licht- und luftgewohnte Kind in einer elenden Dachkammer der Via San Simone und verzehrte sich in Heimweh nach dem verlorenen Paradies in Arco.

Es war rührend, Segantini von den Leiden jener Zeit sprechen zu hören, wo er wie in einem Kerker lebte. Das Surren einer Fliege war für ihn ein Ereignis; das Rascheln einer Maus erfüllte seine geängstete Seele mit Schreckbildern; der Wind, der über das Dach strich, gab ihm zu endlosen Erwartungen Anlaß, die zu seiner Enttäuschung immer in nichts zerflossen. Um den Himmel zu sehen, mußte er auf einen Tisch steigen und durch das kleine Mansardenfenster über die Dächer der Stadt hinausschauen. Der schmale blaue Streifen am äußersten Ende des Dächermeers erschien ihm immer wie der Regenbogen der Verheißung. Seine einzige Unterhaltung war, auf einem kleinen Vorraum der Dachkammer durch ein viereckiges Fensterchen auf den dunkeln Hof hinunterzuschauen, wo sich manchmal Leben regte. Hier hörte er eines Tages von zwei Nachbarinnen die wundersame Geschichte eines Mailänderknaben erzählen, der ganz allein nach Frankreich geflohen war und dort sein Glück gemacht hatte. Diese Geschichte gab der lebhaften Phantasie des einsamen Kindes reichliche Nahrung; an diesen Knaben mußte Giovanni immer denken, wenn er nach dem Streifen blauen Himmel ausschaute; draußen im goldenen Sonnenlicht mußte Frankreich liegen.

Da kam eine tragische Stunde. Der Tag war so trübe, die Kammer so öde, daß ihn die Langeweile zu töten drohte. Er stöberte in einer Schublade der Schwester herum und fand da einige Blätter Papier. Damit trat er in den Korridor hinaus, zerriß sie in kleine Fetzen und ließ sie in den Hof hinunter flattern. Es war ein gar schönes Spiel; drunten lagen die weißen Fetzchen wie Schneeflocken auf dem Boden und er konnte sich gar nicht satt sehen. Da

erdröhnte eine Donnerstimme vom Hof herauf, ein paar Minuten später stand der Portier des Hauses auf dem Vorraum der Dachkammer und applizierte dem erschrockenen Knaben ein paar Schläge an jener Stelle, wo seine Hosen am dünnsten waren. Als die Schwester abends heimkam, verstärkte sie die Dosis; darauf sperrte sie ihn für einige Tage ein. In der Gefangenschaft reifte in dem sechsjährigen Knaben der Gedanke zur Flucht. Er wußte, daß man durch Porta Sempione ins Freie gelangen konnte; es gelang ihm, aus dem Zimmer zu entweichen und wie jener Mailänderknabe machte er sich auf den Weg nach Frankreich.

Er wanderte bis ihm die Kräfte versagten und er vor Jammer und Müdigkeit niedersank und einschlief. Die mitleidigen Fuhrleute, die ihn beim Sternenschein entdeckten, packten ihn in einen Korb, luden ihn auf ihren Karren und fuhren ihn heim in ihre arme Behausung; denn arm waren sie wie ihr Findling selbst. Hier waltete eine gute Hausfrau, die sich des Kindes erbarmte, ihm ein trockenes Hemd anlegte und eine warme Suppe reichte. Der Kleine dünkte sich wie im Himmel.

Am nächsten Tage machten die Fuhrleute Anstalt, den Knaben nach Mailand zurückzuführen. Er aber bat und beschwor sie, ihn nicht mehr nach der schrecklichen Dachkammer der Via San Simone zu bringen. Die Leute ließen sich erweichen und behielten ihn mit Zustimmung der Schwester in Mailand bei sich. Er wurde vorläufig mit dem Amt eines Schweinehirten betraut.

Die Geschichte erzählt nicht, ob die Berufsführung des kleinen Segantini über allen Tadel erhaben war, wohl aber, daß er sich eifrig damit beschäftigte, die ihm Anvertrauten

mit Kohle auf Steine und Mauern abzukonterfeien. Die Porträtähnlichkeit erregte das Staunen des ganzen Dorfes.

Mehrere Jahre blieb er in dieser Stellung, bis ein kleiner Vorfall sein Leben in eine andere Bahn lenkte. Eine Mutter verlor durch den Tod ihr Kind und konnte sich gar nicht trösten. Giovanni hörte sie an der leeren Wiege schluchzen: „O, hätte ich wenigstens sein Bild!“ Das Mitleid drückte ihm sofort den Stift in die Hand und er versuchte, die Züge des verstorbenen Kindes nach der Erinnerung auf ein Blatt Papier zu zeichnen. Mit welchem Erfolg, wußte der Künstler in spätern Jahren nicht mehr, und auch nicht, wohin dieses sein erstes Bild gekommen. Aber der edelmütige Zug des jungen Schweinehirten wurde bekannt und lenkte die Aufmerksamkeit fachkundiger Leute auf ihn, die sein Talent erkannten und sich für ihn interessierten.

Nach dieser Zeit kehrte er zu seiner Schwester nach Mailand zurück mit dem heißen Wunsche, Maler zu werden. Durch jene Gönner wurde ihm der Eintritt in die Akademie der schönen Künste ermöglicht. Seine Lehrzeit war eine Kette von Kämpfen und Entbehrungen. Seinen Lebensunterhalt verdiente er meistens durch Stundengeben; um die ersten Farben zu bezahlen, malte er für eine Handlung einen Schild, auf welchem als Hauptstück ein Zuckerhut prangte. Auf der Akademie forderte er durch Originalität, die manchmal an Bizarrerie grenzte, oft die Lachlust seiner Mitschüler heraus. Sie nannten ihn einen Querkopf; lange ahnte keiner hinter seinen gewagten Strichen die Hand des künftigen Meisters. Zwischen der Todesstunde seiner Mutter und seinem ersten Kunsterfolg lag eine Welt von Leiden.

Ein solcher wurde ihm ziemlich früh zu teil. Bevor

er die Akademie verließ, malte er auf die alte Leinwand seines Kaminschirmes das Innere der Antoniuskirche, welche Arbeit ihm großes Lob eintrug. Ein Mitschüler bemerkte, daß durch „jenes gemalte Fenster wirkliches Licht" hereinfiel. Segantini hatte die Farben nicht auf der Palette gemischt, sondern sie in einzelnen Strichen und Punkten auf die Leinwand getragen. Schwerlich wußte der junge Maler damals, daß eine Theorie über Farbenteilung bestand; aber sein gottbegnadetes Auge hatte das Geheimnis des Lichtes geschaut und er hatte unwillkürlich „die Atmosphäre" gemalt.

Segantini behielt diese Technik, die er ganz zu seiner persönlichen ausbildete, bei und in spätern Jahren, als er auf der Höhe seiner Kunst stand, erzielte er damit ungeheure Wirkungen. Für den Laien hat diese Art der Farbentrennung verbunden mit der Wucht seines Pinselstriches auf den ersten Blick etwas Befremdendes; aber wenn Auge und Empfindung sich daran gewöhnt haben, ist der Eindruck überwältigend.

Nun that der mittellose Jüngling, der kaum die Arena zum künstlerischen Wettbewerb betreten hatte, einen Schritt, den die Welt unter solchen Umständen gewöhnlich mißbilligt: er verheiratete sich. In Mailand fand er sie, die ihn die Krone der Schöpfung dünkte, seine siebzehnjährige blonde Beatrice. Sie war ein schlichtes Mädchen aus dem Volke, das sich als stiratrice (Glätterin) ein ehrliches Brot verdiente. Er hat seine frühe Heirat niemals bereut. Die blonde Beatrice wurde ihm zwar nicht, wie ihre Namensschwester, der Stern, der ihn durch Himmel und Hölle führte, wohl aber der Halt, der ihm zu seiner menschlichen und künstlerischen Entwicklung notwendig war. Durch

sie gewann der Einsame eine Familie. Sie wurde ihm eine hingebende Gattin, die treue Mutter seiner Kinder, seine verständnisinnige Freundin. Ihre sympathischen Züge hat er in dem kleinen Gemälde foglia di rosa, das in der ersten Ausstellung der Wiener Secession zu sehen war, verewigt.

Unterdessen hatte er sich in der Via San Marco in Mailand etabliert und seinen toten Krieger in einem geschlossenen Grab gemalt, welcher von der Kritik scharfen Tadel erfuhr. Allerdings soll sich der tote Krieger in der Beleuchtung greller Reflexe wunderlich genug ausgenommen haben. Der junge Mann ließ sich aber durch diesen Mißerfolg keinen Augenblick verblüffen. Er fühlte, was ihm frommte. Er kehrte dem toten Krieger und der Stadt den Rücken und begab sich in die schöne Brianza, jene Gegend am südlichen Ende des Comersees, die, von anmutigen Hügelketten durchzogen, gleichsam eine Vorhalle der Alpen bildet. Hier warf er sich ganz auf das ländliche Genre. Die Bilder aus der nächsten Zeit weisen alle starke Anklänge an sein Hirtenleben auf. Eine seiner Lieblingsfiguren ist das Schaf, und sein Pinsel umwob das Tier mit der Weihe der Poesie, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun. Seine Schafe sind durchaus nicht in Arkadien geboren, sondern derbknochige, hochbeinige Bergamaskerschafe mit unendlich langer, gebogener Nase und hängendem Ohr; aber sie stehen in wunderbarem Einklang mit ihrer Umgebung. Hirt, Hirtin, Herde und die Scholle, die sie hervorgebracht, sind aus einem Guß. Wer weiß, ob das große pantheistische Empfinden, das seine Bilder durchweht, nicht auf jene Zeit zurückzuführen ist, wo der kleine Segantini neben seinen lieben Borstentieren im Grase lag,

nichts denkend, nichts sinnend, ganz aufgelöst in den Dämmerfrieden unbewußten Daseins. Gern versetzt er seine ländlichen Scenen in die Abendzeit, zur Stunde, wo die Dämmerung die Kreatur in Ruhe lullt und eine süße Müdigkeit sich auf die Muttererde senkt. Ein Hauch der Melancholie, der wie Ahnung der letzten Abendstille auf diesen Bildern ruht, verleiht ihnen einen unsagbaren Reiz.

Im Jahr 1883 stellte er in Amsterdam vier Bilder aus, die ihm die goldene Medaille eintrugen. Die permanente Ausstellung in Mailand vom Jahre 1885 wies andere Bilder von ihm auf, die wieder einen bedeutenden Fortschritt bekundeten. Um diese Zeit malte er das Bild alla stanga, mit dem er seinen ersten großen Erfolg errang. Es stellt eine Alp in der Gegend von Lecco dar am Bergeshang eines jener poesievollen Thäler, die zwischen den südlichen Ausläufern der Alpenketten eingebettet liegen. Die Alphütten nördlicher Gegenden werden unter dem milderen Himmel Italiens durch lange, an zwei eingerammte Pflöcke befestigte Stangen ersetzt, an denen die Tiere in der Nacht angebunden werden. Eine dieser Weiden mit drei bis vier Stangen hat dem Maler als Vorwurf gedient. Ein breitgestrecktes Bild. Den Hintergrund bildet eine zum Teil schneebedeckte Bergkette; vorn, mit dieser fast parallel, laufen die Stangen. Es ist die Stunde, wo die Kühe zur Stange zurückkehren, brave italienische Kühe mit hervorragenden Knochen und milchstrotzendem Euter, eine unschöne Rasse. Aber jeder Muskel lebendige Wahrheit. Und wie die Tierseele zum Ausdruck kommt! Wie diese mit zurückgewandtem Kopf das große, gute Kuhauge wie fragend nach der Gefährtin richtet, die sich vor Müdigkeit schon hingelagert hat; wie diese sich pflichtbewußt

anbinden, jene andere sich pflichtbewußt melken läßt! Die Beleuchtung ist wundervoll. Die Sonne bricht sich noch einmal durch Wolken und Regenschauer Bahn und bringt Leben, Bewegung, Farbe; alles steht in schimmerndem Abendglanz.

Auch dieses große Gemälde verleugnet den Einfluß des Hirtenlebens nicht. In jener ländlichen Umgebung gewöhnte sich Segantinis Auge an die Gestalten der Haustiere; sein Formensinn lernte ihre charakteristischen Merkmale unterscheiden, und das Zusammenleben mit ihnen — so kann man das Verhältnis des italienischen Bauern zu seinen vierfüßigen Genossen wohl nennen, da sie sehr oft das gleiche Gemach teilen — lehrte ihn ihre Instinkte kennen. Dem kindlichen Gemüt des Knaben erschloß sich die Tierseele, der er später wie keiner Ausdruck zu geben verstand.

Im Jahr 1881 war ihm der erste Sohn geboren worden, dem noch drei Geschwister folgten. Segantini hatte nun alles, was ein junges Malerherz erfreuen kann, seine Kunst, seine Familie, und die ersten Strahlen des Ruhmes zeigten sich auch schon an seinem Horizont. Dennoch blieb ihm eine Sehnsucht, die Alpen. Unvermutet trat die Veranlassung an ihn heran, seinen Herzenswunsch zu erfüllen. Er, der nur für Kunst und Familie lebte, vergaß, daß es auch eine Bürgerpflicht gibt. Er überhörte den Ruf zum Militärdienste, der von Arco aus an ihn erging, und wurde deshalb als eine Art Deserteur betrachtet. Unter diesen Umständen fand er für gut, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und die schwüle Luft Italiens mit der freien der Schweiz zu vertauschen. Eines schönen Tages befand er sich mit seiner Bice und zwei Kindern mitten im Herzen der Alpen, in Savognino.

Hier war er nun am ersehnten Ziel, glücklich, frei, aber arm und ohne Schriften; letzteres selbst in einer Republick ein bedenklicher Punkt. Die Bündner Regierung aber stellte ihm in Anbetracht der Umstände eine Aufenthaltsbewilligung aus, die jedes Jahr erneuert wurde. Segantini war darüber sehr froh. Der Polizist, der sie ihm überbrachte, erzählt gern, wie er ihn in seiner Herzensgüte mit Freundlichkeiten überhäufte, als ob er der Urheber der Schrift wäre. Später besaß Segantini seinen Heimatschein. Arco, seine Vaterstadt, war stolz darauf, den berühmten Maler zu seinen Mitbürgern zu zählen.

Obwohl die Not, der böse Gast, bisweilen an Segantinis Thür klopfte, erlebte das junge Ehepaar in Savognino eine schöne Zeit. Giovanni besaß eine riesige Arbeitskraft und einen unerschütterlichen Glauben an seinen Genius, und Bice glaubte an ihn und hoffte auf ihn. Sie täuschten sich nicht; beide waren echt. Alla stanga erhielt auf der internationalen Ausstellung der schönen Künste in Amsterdam vom Jahr 1887 die goldene Medaille und wurde von der italienischen Regierung zu einem Preis angekauft, der das Ehepaar für lange Zeit sicherstellte. Unterdessen stiegen Segantinis Sterne höher und höher. Excelsior! Wen der Zauber des Hochgebirges einmal gefaßt hat, den läßt er nicht mehr los. Savognino war nur eine Station zwischen den Vorbergen der Brianza und den höchsten bewohnbaren Regionen der Alpenwelt. Dort hinauf zog es ihn, wo gewaltige Naturkräfte die riesigen Berggruppen des Septimer, Julier und Bernina aufgebaut haben, die mit ihren Felsenarmen Engadin und Bergell umklammern.

In den neunziger Jahren siedelte er nach Maloja über.

Nicht das Maloja der Touristenwelt mit seinen großartigen Hotels und reizenden Chalets wurde die Heimat seines Herzens, sondern das einsame Hochplateau zwischen verwitterten Felsenkuppen, über dessen offene Fläche stürmische Winde fegen, der letzte Wald sich in die Einbuchtungen flüchtet und der König der Lüfte aus kristallklarer Höhe seinen Schrei ertönen läßt; Maloja, wie es war, bevor der belgische Graf Renesse seine Wünschelrute schwang und eine kleine Stadt für elegante Sommerfrischler aus dem Boden zauberte. Dieses von Menschenhand noch unentweihte Stück Gotteswelt hat Segantini nicht mehr gekannt; aber er sah es im Geiste und schuf es sich wieder, indem er sein Arbeitszelt ein halbes Stündchen von der Verkehrsstraße weg transportieren ließ, wo ihn nichts mehr an das Ameisengetriebe der Welt erinnerte.

Segantini brauchte und suchte Stille. In völliger Abgeschiedenheit erhielt er seine Inspirationen. Nicht nur im Sommer, auch mitten im Winter verließ er sein Haus und schlug bald da, bald dort im Schnee und Eis sein Zelt auf. In Pelze gehüllt, den treuen Bernhardinerhund an der Seite, verbrachte er ganze Tage im Freien, Kälte und Welt vergessend. Hier flüsterten ihm die Berggeister ihre Offenbarungen ins Ohr. Wolken und Winde, Schall und Bewegung, Licht und Schatten erschienen ihm in Abtönungen, die andern Menschenkindern nicht wahrnehmbar sind; vor seinem begnadeten Blick trat die Psyche der Hochgebirgsnatur aus ihren Schleiern; sein wurde sie ganz; sie ist es, die über seinen letzten Schöpfungen schwebt, mit dem Fittich die Erde streichend, das feierliche Auge zum Himmel aufgeschlagen. Das Tosen der Bergbäche, das Donnern der Lawine, der klingende Ton berstender Eisfelder wurden der

Gesang seines Pinsels; der Gewittersturm, der kahle Gebirgshäupter umtost, wurde der Atem seines Leben, der Sonnenstrahl, der ihm die Geheimnisse der Farbenwelt erschloß, das Licht seiner Seele.

Segantini wurde der Rafael der Berge. Wie dieser dem Glauben des Mittelalters in seinen Madonnen und Heiligen Verklärung gab, so gab Segantini der Gebirgsschwärmerei unseres Jahrhunderts die Weihe des Naturkults. Heilige Gebilde der Mutter Erde sind ihm die Berge, wo nichts Profanes hingehört, auch nicht der Kulturmensch, sondern nur der Hirt, die Hirtin und die Herde. Erhabene Stätten sind sie, wo der Mensch, der die Altäre der Gotteshäuser verlassen hat, den letzten Rest seines Glaubens, seiner Andacht hinflüchtet und wieder an einen Schöpfer glaubt.

Zu schönem Ausdruck kommt der Gedanke der Andacht in dem Bild il dolore confortato dalla fede, der Schmerz vom Glauben getröstet. Eine stille, feierliche Winterlandschaft. Das weiße, einförmige Leichentuch bedeckt Berg und Thal; spärliches Tannengrün saumt die Hügel, die sich in schönen, sanften Linien an die Berge lehnen. Nichts Schroffes, nichts Stürmisches und Gewaltiges haben die Berge, die auf die Scene im Vordergrund des kleinen ländlichen Friedhofs herniederschauen. Zwei Figuren stehen an einem kleinen Grab, dessen frischaufgeworfene Erde sich vom glitzernden Schnee abhebt. Der Mann kniet, in Schmerz aufgelöst, im Schnee; die weibliche, stehende Figur legt ihm eine Hand tröstend auf das Haupt, während sie sich mit der andern die Thränen abwischt. Nichts anderes erhebt sich aus der weißen Schneedecke, als ein großes, rohgezimmertes Kreuz. In der Höhe schweben die beliebten Engelsgestalten Segantinis

mit den unermeßlichen, wolkenhaften Flügeln, welche das entseelte Kind nach Regionen entführen, von denen der Glaube den Schmerz verbannt hat. Ringsum Schnee, Eis, Starrheit, Todesschweigen, und dennoch geht ein Zug von Andacht, Glauben, Seele durch die winterliche Landschaft und selbst der Schnee in seinen Nüancen von Licht und Schatten gewinnt etwas Wesenhaftes.

Dieser Gedanke feierlicher Andacht wiederholt sich in seinem ritorno alla patria. Eine arme Lombardenfamilie, die in den Malojabergen ihr hartes Brot ißt, führt ihren Sohn als Leiche nach Italien zurück. Der Sarg liegt auf einem Wagen; die arme Mutter sitzt in gebrochener Haltung darauf; der Vater führt mit entblößtem Haupt das Pferd; der Hund trottet mit gesenktem Kopfe hintendrein. Eine unendliche Traurigkeit umgibt den Totentransport. Kein Priester; kein symbolisches, trostspendendes Zeichen; keine teilnehmenden Menschen; kein Kranz auf dem Sarg; unter den Rädern geknickte Blumen und Gräser. Die arme Familie ist allein, allein in der Gebirgseinöde mit ihrem Schmerz. Aber im Hintergrund weisen die ewigen Berge zum Himmel und predigen stumm: „Mensch, was weinst du um deine Vergänglichkeit? Nicht hier, droben ist deine Heimat."

Wehmütigen Schmerz erweckt nun die Erinnerung an dieses Bild, welches auf der internationalen Ausstellung in Venedig die große Prämie erhielt. Hat der Künstler diesen Totentransport in Vorahnung seines eigenen Schicksals gemalt?

In Maloja hatte Segantini seine größten Erfolge. Hier entstanden: Alpenweiden, Schneeschmelze, Pflügen, Frühlingsweiden, Frühling auf der Alp, auch viele symbolische Bilder, die ebenfalls ihre Bewunderer gefunden haben.

Wie sehr er an dieser Erde hing, sagt er selbst in einem Brief an einen Freund: „Nun befindet sich mein Arbeitsfeld ob St. Moritz, dem Centrum des Oberengadins, wo auf engem Raum sich die größten Schönheiten der Gebirgswelt vereinigt finden. Ich beabsichtige drei Doppelbilder darüber herzustellen und arbeite schon mit Leidenschaft daran. Sie sollen alle Schönheiten umfassen, von den großartigen zu den schönen Linien, von den menschlichen Gefühlen zum göttlichen Sinn der Natur, von den schönen, nackten menschlichen Formen zu den schönen Tierformen, von den bescheidenen Begriffen zum divinatorischen Sinn des Symbols, vom Mondaufgang zum Sonnenuntergang, von den holden Blumen zu den schönen Schneeflächen. Ich neige mich zu dieser gesegneten Erde und küsse ihre Blumen und Grashalme; und während die Vögel auf verschlungenem Fluge singen und die Bienen aus offenen Kelchen saugen, trinke ich unter dem tiefblauen Himmel an diesen reinsten Quellen, wo die Schönheit sich ewig erneuert, wo die Liebe sich ewig erneuert, welche allen Dingen Leben verleiht."

Wenn die Natur in Maloja ganz zu erstarren schien, wandte sich Segantini nach dem Süden. Aber er ging nicht weit; er siedelte nach dem untern Bergell, nach Soglio über.

In diesem bündnerisch-italienischen Bergdorf, vor sich die Majestät des Hochgebirgs, unter sich ein wogendes Meer bräunlicher Gipfel der Edelkastanie, verbrachte Segantini mit seiner Familie den Spätherbst und Winter. Auch an diesem Flecken Erde hing er mit der ganzen Inbrunst seines Gemüts. „Soglio è la soglia del paradiso", „Soglio ist die Schwelle des Paradieses," pflegte er zu sagen, um die Gegend zu charakterisieren.

Hier trat der Einsiedler der Berge bisweilen aus seiner Zurückhaltung heraus und verkehrte freundlich mit den Dorfbewohnern, die manchen liebenswürdigen Zug von ihm zu erzählen wissen. Nahte ein Landmann seinem Zelt, während er im Freien arbeitete, und zeigte sich neugierig seine Arbeit zu sehen, so winkte er ihn freundlich heran und wies ihm den richtigen Standpunkt an, das Bild zu betrachten. Bemerkte er, daß in dem schlichten Mann das Verständnis für seine Kunst aufdämmerte, so empfand er eine innige Freude und verschmähte es nicht, mit ihm darüber zu reden.

Immer war Segantini zu geben und zu helfen bereit. Kam ein armer Hausierer in sein Haus und zeigte sich Frau Bice zum Handeln wenig geneigt, so drängte er sanft: „Kaufe, kaufe dem Mann etwas ab, damit er zufrieden von dir gehe." Sein Wahlspruch war auf gut mailändisch: „Fa del ben a tutti e imbroja nessün", „thu' allen Gutes und benachteilige niemand." Darnach lebte er. Die Kirche besuchte er nicht; dennoch feierte er gern den Sonntag, am liebsten in Feld und Wald in Begleitung seiner Familie. Obwohl er sich offen zu freien Ansichten bekannte, konnten ihm weder protestantische noch katholische Geistliche gram sein, sondern verkehrten gern mit ihm.

Eine große Freude war es ihm jedes Jahr, den Dorfkindern einen Weihnachtsbaum zu bereiten. Er nahm sich die Zeit, sein Talent für einige Tage in den Dienst der Freude zu stellen und den Baum künstlerisch zu schmücken. Im Schloßgarten modellierte er einen Schneemann und zündete den Baum an, der im Lichterglanz einen feenhaften Anblick bot. Das Fest, an welchem das ganze Dorf teilnahm, wurde zum größten Teil im Freien abgehalten. Dabei

war er immer voll Besorgnis, daß die Leute von der Kälte zu leiden hätten. Eine schönere Art, Geschenke auszuteilen, konnte es nicht geben. Bescheiden, fast schüchtern überreichte er jedem Kind seine kleine Weihnachtsgabe, als ob es ihm durch die Annahme eine Gunst erweise. Wenn dann alt und jung in das Restaurant des Schlosses trat, um sich durch einen warmen Trunk zu erquicken, und sich hier ein heiteres Leben entspann, da glänzten Segantinis Augen vor innerem Glück; da wurde der ernste Mann fröhlich mit den Fröhlichen. Ueberhaupt zog er sich bei Anlässen, wo die Volksseele sich offenbart, nicht zurück. Bei einem Thalsängerfeste sah ich ihn unter den Bäumen Brentans, des herrlichen Kastanienwaldes zwischen Soglio und Castasegna, mit den Seinigen, ohne welche es für ihn keine Freuden gab, bei einem Glase Wein sitzen und voll Andacht den Gesängen der Jugend lauschen, als ob er im Konzertsaal wäre.

Im Umgang gab sich Segantini einfach und ungesucht. Wer ihn kannte, liebte ihn. Schon seine äußere Erscheinung nahm für ihn ein. Von guter Mittelgröße, kräftiger, elastischer Gestalt, breiter Brust, auf die ein rabenschwarzer weicher Bart herabfloß, dem langen Gelock und dem dunkeln Auge, dessen südliches Feuer durch einen Hauch der Schwermut gedämpft wurde, bot er ein Bild der Schönheit. „Er ist schön wie ein Sohn des Königs von Frankreich," sagte schon das arme italienische Weib, das dem verirrten Kind Obdach und Brot gab. „Er gleicht einem Fürsten aus dem Orient," lautete ein anderer Vergleich in spätern Jahren.

Seine schwermütige Schönheit hatte er von der Mutter. Ihr Bild begleitete ihn durch das Leben und sein kindlicher Sinn umwob es mit der Glorie der Verklärung wie ein

Heiligenbild. „Sie war schön wie der scheidende Frühling," pflegte er zu sagen, wenn er von ihrem frühen Tod und seiner traurigen Kinderzeit erzählte.

Daß Segantini die Geselligkeit nicht pflegte, war ganz natürlich; er hatte keine Zeit dazu. Schon das Frührot fand ihn bei der Arbeit, und so lang es Tag war, gönnte er dem schöpferischen Pinsel keine Ruhe. Der Abend war für ihn die Zeit der Erholung. Er speiste im Kreise seiner Lieben, unterhielt sich mit ihnen, nahm teil an den Aufgaben der Kinder, sah ihre Schulhefte durch, und — wenn die andern zur Ruhe gegangen waren, kehrte er zur Arbeit zurück, erledigte seine Korrespondenzen, las oder skizzierte, und oft fand ihn noch die Mitternacht über seinen Entwürfen. Kunst und Familie füllten sein Leben aus und waren ihm heilig.

Wie hoch er seine Kunst hielt, wie sehr er sie als den Ausfluß des ganzen Menschen betrachtete, sagt er selbst in einem Artikel der Wiener Rundschau. Denn so wenig mannigfaltig die Schulbildung des armen Jünglings gewesen sein mag, so liebte es Segantini doch hie und da die Feder zu führen und fand für seine Gedanken auch immer den richtigen Ausdruck. Kurz vor seinem Tode ließ er sich in jenem Artikel also vernehmen:

„Die Suggestibilität eines Kunstwerkes steht im Verhältnis zur Kraft, mit der es vom Künstler im Moment der Konzeption empfunden wurde, und diese im Verhältnis zur Feinheit, ich möchte sagen, Reinheit seiner Sinne. Dank ihr prägen sich die leichtesten und flüchtigsten Eindrücke seinem Gehirn intensiver und sicherer ein und bewegen, befruchten so den überlegenen Geist, der sie zu einem Ganzen zusammen-

fügt: Hier findet nun die Arbeit statt, die das künstlerische Ideal in lebendige Form umsetzt.

„Um diese Vision während der Ausführung des Kunstwerkes zu erhalten, muß der Künstler alle seine Kräfte ins Treffen führen, damit die ursprüngliche Energie fortbestehe; alles muß eine Vibration seiner Nerven sein, dahin gerichtet, das Feuer zu ernähren, das Bild durch stete Heraufbeschwörung lebendig zu erhalten, damit der Gedanke nicht zerfließe oder abschweife, der Gedanke, der auf der Leinwand Form und Leben annehmen und das Kunstwerk schaffen soll, das geistig individuell und körperlich wahr sein wird, nicht von jener äußerlichen, oberflächlichen oder konventionellen Wahrheit, die das Gepräge der gewöhnlichen Kunst ist, sondern von jener, die, alle Schranken der Linien- und Farbenoberflächlichkeit überschreitend, der Form Leben und der Farbe Licht zu verleihen weiß.

„Wir sehen also: Hier ist die Natur. Sie tritt in die Seele ein und hat an dem Gedanken teil. Der Pinsel gleitet über die Leinwand und gehorcht; er zeigt das Leben der Finger, in welchen sich alle Nervenschwingungen sammeln; es entstehen die Dinge, Tiere, Personen und nehmen bis in die kleinsten Teile Form, Leben, Licht an. Das heilige Feuer der Kunst lebt im Künstler und erhält ihn in einer Geistesspannung, jener Bewegung, die er seinem Werk mitteilt."

Ja, Segantini hat in seinen Werken sein Herzblut, seine Seele hingegeben.

In den letzten Jahren trug er sich mit dem Gedanken, in Paris in einer eigens dazu erbauten Rotunde das Panorama der Engadiner Gebirgswelt auszustellen, und

er suchte das ganze Engadin dafür zu interessieren. Der Plan konnte aus finanziellen Gründen nicht zur Ausführung kommen. Er aber gab den Gedanken nicht auf, das Engadiner Panorama zu malen. Es sollte nicht sein.

An einem klaren Septembertag letzten Herbstes verließ Segantini mit seinem Sohn Mario und dem treuen Hund sein Haus in Maloja und begab sich nach dem Schafberg ob Pontresina, 2733 Meter über Meer, wo er sein Arbeitszelt mit dem fast vollendeten Gemälde Natura aufstellte; seine Wohnung hatte er etwas tiefer in einer Hirtenhütte genommen.

Es war die Zeit, wo der Winter, der weiße Riese, oft unvermutet von den Gletschern heruntersteigt, über rötliche Weiden, fahle Vorberge und Hügel schreitet und im Thal die letzten schüchternen Blümchen zertritt. Hinter sich her zieht er das große Leichentuch, unter welchem das Engadin in langem Winterschlaf dem kurzen Sommer entgegenträumt. Der Gebieter des Hochgebirgs, dessen Herrlichkeit Segantini so oft auf der Leinwand festgebannt hatte, zeigte sich ihm diesmal in seiner Schrecklichkeit. Ein Sturm ging ihm voraus, umtoste die Hirtenhütte auf dem Schafberg und warf durch die Ritzen Schneestaub auf die halberstarrten Hände des Künstlers, die, dem innern Feuer nicht mehr gehorchend, ineinander ruhten.

Am Abend wand sich Segantini in Schmerzen; aber der Mut verließ ihn nicht. Das Ansuchen des Sohnes, den Arzt zu rufen, wies er mit dem Bemerken ab, dieser würde ihn am nächsten Morgen zu seiner Beschämung frisch und munter antreffen. In der Nacht nahmen die Schmerzen aber zu; am folgenden Tag traf der Arzt ein, welcher eine gefährliche Peritonitis erkannte und ihn nicht mehr verließ.

Eine Ueberführung des Kranken nach Pontresina war bei seinem Zustand unmöglich. Auf die böse Nachricht kamen auch seine Lieben von Maloja, Bice mit den drei andern Kindern. Sie wateten auf dem beschwerlichen Pfad durch halbgeschmolzenen Schnee zur unwirtlichen Höhe und fanden in der Hirtenhütte einen kranken Mann, auf dessen Antlitz der Tod schon seinen Stempel gedrückt hatte. Es folgten noch ein paar schmerzensreiche Tage mit kurzen Lichtblicken; dann trat Ruhe ein. Ruhe herrschte am Abend des 28. Septembers auch in der Natur, und die Sterne schauten groß und freundlich vom dunkeln Nachthimmel auf die Hirtenhütte vom Schafberg nieder. Segantini sah ihren Glanz nicht mehr; denn er hatte das farbenfreudige Auge unter dem herzzerreißenden Jammer aller Anwesenden für immer geschlossen.

Er starb 41 Jahre alt mitten im Glück und im Ruhme, die er sich durch eigene Kraft errungen hatte. Die ganze kunstliebende Welt wurde durch seinen frühen Tod in Trauer versetzt. Mit Recht! Großes hat er vollbracht; aber das Größte war bei der fortwährenden Entwicklung seines Talentes noch zu erwarten. Im Engadin und Bergell aber, wo man den Menschen besser kannte als den Künstler, machte das schlichte Wort die Runde, das am offenen Grab allen Ruhm der Welt aufwiegt: Segantini war ein guter Mensch.

Auf dem kleinen Friedhof Malojas, der auf einer Erhöhung zwischen Alpenrosengebüsch und erratischen Blöcken eingebettet liegt, schläft er den ewigen Schlaf. Noch schmückt kein Denkmal sein Grab; nur die Berge, die er so sehr geliebt, halten an der einsamen Ruhestätte Wacht, und Hochgebirgsstürme singen ihre Klagelieder darüber hin.

II. Obporta.

Noch einen Blick ehrfurchtsvoller Trauer warf ich nach dem kleinen Friedhofe; dann begab ich mich zur Poststation, wo ich nach Verabredung Barba Battista treffen wollte und auch traf. Dieser war noch immer in weichmütiger Stimmung; er sagte, er kehre gerne nach Hause zurück; Maloja sei ganz verändert; überall sehe man Fremde und es sei nicht mehr möglich, in der Einsamkeit der Berge an Gott zu denken.

„Dafür seid Ihr auch kein Hirtenknabe mehr," erwiderte ich. Barba Battista gab keine Antwort. Wir stiegen in den Wagen; er zog sein Käppchen über das Gesicht, indem er behauptete, er fürchte sich vor dem raschen Abstieg ins Bergell. Ich glaube, er wollte mit seinen Erinnerungen ungestört sein. Ein Ruck, die Pferde zogen an. In der That wird es dem Reisenden nicht ganz geheuer, wenn er vom Postwagen in die Tiefe blickt, in die er hinuntersteigen soll. Aber bald beruhigt er sich; die Sicherheit und Eleganz, mit der die berggewohnten Pferde die Kehren machen und das gleichmäßige Schaukeln des Wagens belehren ihn, daß die rasende Fahrt keine Schwierigkeiten bietet. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß sich auf der Malojastraße irgend ein Unglück ereignet hätte. In einem halben Stündchen

hat man Pian della Folla, den Thalboden, erreicht. Zunächst fährt man am Hof Cavril vorbei, der jenseits von der abtrünnigen Ordlegna liegt. Bald kommt rechts von der Straße in etwas erhöhter Lage eine Kirchenruine in Sicht. Sie zeigt schöne gothische Formen und ihre Größe verrät ihre frühere Bedeutung. Einst strömten die Gläubigen von diesseits und jenseits der Berge herbei, um hier zu den Füßen des heiligen Gaudentius ihre Andacht zu verrichten; nun sind die Gläubigen nach allen Winden zerstoben; Turm und Dach sind verschwunden; durch Thüren und Fenster zieht der Wind und Sonne und Sterne bescheinen die verödete Halle.

Eine alte Kirche hat immer etwas Ehrwürdiges, aber eine verlassene erweckt das Gefühl der Ergriffenheit. Wie, sind auch diese heiligen Stätten der Wandelbarkeit aller Dinge unterworfen?

Die Kirche St. Gaudentius ist sehr alt. Schon im Jahr 998 wird von Papst Gregor V. St. Gaudentius am Fuße des Septimer erwähnt. Die Sage erzählt, der heilige Gaudentius sei gegen Ende des vierten Jahrhunderts zur Zeit des Kaisers Constantius von den Arianern aus seinem Bistum Novara und Vercelli verdrängt worden. Durch Zufall ins Bergell gekommen, verkündigte er hier das Evangelium und predigte schonungslos gegen die Laster der Vornehmen, wodurch er hauptsächlich die herrschenden Römer traf. Seine Feinde nahmen Anlaß, ihn bei der römischen Verwaltung als Volksaufwiegler zu verdächtigen. Er wurde zum Tode verurteilt, und in Vicosoprano fand seine Hinrichtung durch das Schwert statt. Aber der Heilige las sein Haupt auf, nahm es unter den Arm und trug es bis zu der einsamen Stelle ob Casaccia, wo er begraben sein

wollte. Ueber seinen Gebeinen wurde die Kirche erbaut, die seinen Namen trug. Sie erlangte nach und nach große Berühmtheit und wurde ein besuchter Wallfahrtsort. Jedes Jahr schickte man die Hand des heiligen Gaudentius im Land herum, damit jedermann sie küssen könne. Eine berühmte Pilgerfahrt, die vom Bischof von Chur geweiht wurde, fand am 14. April 1359 statt. Bei diesem Anlaß wurde „allen denjenigen, die zerknirschten und andächtigen Herzens die Kirche besuchten, sowohl für Todsünden, die nicht vor vierzig Tagen begangen worden waren, als auch für mindere Sünden, die schon achtzig Tage alt sein durften," Ablaß gewährt. Die Prozessionen nahmen immer größere Dimensionen an und warfen so viel ab, daß davon ein Pfarrer unterhalten werden konnte. In Zeit von anderthalb Jahrhunderten wurde die Kirche zweimal restauriert; dies war ihre Glanzperiode. Später wurde sie durch den Uebereifer der Reformierten verwüstet. Im Jahr 1551, in der Nacht vor Christi Himmelfahrt, an welchem Feste große Pilgerscharen sich einzufinden pflegten, drangen ein paar verwegene Burschen in die Kirche, raubten die Gebeine des heiligen Gaudentius und warfen sie in die Maira; die Kruzifixe wurden von der Wand und den Altären heruntergerissen, die Statuen zertrümmert, die Bilder vernichtet. Dies war das Ende eines Heiligtums, das einst die Freude und der Stolz des ganzen Thales gewesen war. Vorüber!

Bald hat man Casaccia am Fuße des Septimer, das erste Bergellerdorf, erreicht. Das Dörfchen liegt in einer schönen Wiesenfläche in der Umrahmung dunkeln Tannenwaldes. Schon bemerkt man am üppiger werdenden Gebüsch den Einfluß der italienischen Luft; in geschützter Lage gedeiht

selbst der Kirschbaum, dessen Früchte allerdings erst im Herbst reifen. Die festgebauten mehrstöckigen Häuser deuten auf Wohlstand. Als der Septimer noch ein vielbenützter Bergübergang war, befand sich im Dorf eine Warenfuste und das Wirtshauswesen brachte viel Verdienst. Nach dem Bau der Juliersstraße nahm der Verkehr jenen Weg; der Septimer wurde verlassen, das Dorf vereinsamte, die Einwohnerzahl sank um zwei Drittel.

Der Septimer gehört zu jenen Alpenpässen, die schon in grauer Vorzeit den Verkehr zwischen Norden und Süden vermittelten. Nach der Eroberung Rätiens durch die Römer überbrückten diese die Alpen durch gute Straßen, um ihre Heere nach Germanien zu führen. Die Septimerstraße wurde vielleicht durch Septimus Severus gebaut, von welchem auch der Berg seinen Namen erhielt. Der Historiograph Campell leitet ihn zwar von der Nummer Sieben ab, da der Septimer sowohl in der nördlichen, als in der östlichen Gebirgskette Rätiens der siebente Berg, septimus mons, sei. Die römische Septimerstraße war mit großer Sorgfalt angelegt, wie ihre Ueberreste noch bezeugen. Die Fahrbahn hatte eine Unterlage aus zusammengefügten Steinen, die mit einer festgestampften Schicht von Sand und Kies bedeckt wurde. Auf beiden Seiten wurde sie von schnurgerade gelegten Steinen eingefaßt; in der Mitte war sie etwas gewölbt, damit das Wasser Abfluß habe; schroffe Steigungen waren vermieden, die Kehren sehr schön und weit. Die ganze Straße war eine eigentliche Kunststraße und, da sie in direkter Linie vom Comersee zum Bodensee führte, jedenfalls stark befahren.

Nach dem Niedergange des römischen Reichs wurden die Alpenstraßen vernachlässigt. Aber benutzt wurden sie immer;

die Barbaren fanden ihren Weg nach Italien, auch wenn es nicht immer auf glatten Pfaden ging. Eine der begangensten blieb die Septimerstraße. Könige und Kirchenfürsten, Völker und Heere zogen darüber. In der Geschichte Rätiens wird sie oft erwähnt. Aus einem Dokument vom Jahr 913 geht hervor, daß Erzbischof Hatto von Mainz auf dem Septimerberg von zwei rätischen Edeln, Rudolf und Andreas von Salis, empfangen und in ihrer Burg Castellatsch im Bergell freundlich bewirtet wurde. Ein noch älteres Dokument vom Jahr 825 spricht vom Hospiz St. Peter auf dem Septimerberg, welches von Ludwig dem Frommen dem Bischof von Chur restituiert wurde. Im Jahr 1840 wurde im Hospiz noch gewirtet; dann wurde es verlassen und dem Verfalle preisgegeben.

Im siebenzehnten Jahrhundert war der Septimerpaß ebenso verrufen wie Maloja, und noch jetzt leben im Munde des Volkes Mord- und Raubgeschichten, die mit einer Septimerherberge im Zusammenhang stehen. Eine Ruine ob dem Dorf scheint ein Turm zur Ueberwachung des Passes gewesen zu sein. Schlimmer als Raub und Mord waren aber für den Reisenden die Schreckniſse des Hochgebirgs; der rauhe Alpenpaß forderte unzählige Menschenleben zum Opfer. Einer alten handschriftlichen Chronik des Thales entnehme ich nur die eine Notiz, daß im Jahr 1596 acht Bergeller und fünfundvierzig Saumpferde auf einmal in einer Lawine umkamen. Die Chronik enthält noch eine ganze Reihe von Unglücksfällen.

Unter Casaccia vereinigen sich Ordlegna und Maira. Daß die Bodenbildung im Bergell in Stillstand getreten sei, kann man nicht eben sagen; das Wasser verrichtet noch

fleißige Arbeit; das ganze Thal ist den Verheerungen der Wildbäche ausgesetzt. Eine schreckliche Rüfe, die Casaccia in früherer Zeit heimsuchte, beschreibt jene handschriftliche Chronik also: „Gewiß hätte das Dorf das gleiche Schicksal erfahren wie Plurs, wenn die Rüfe sich wie dort auf den Ort gestürzt hätte. Sie wälzte sich aber äußerst langsam vorwärts, überschwemmte den Ort, ohne daß die Häuser zusammenfielen, hob aber den Boden derart, daß man in manche Häuser durch das Dach steigen mußte und die Stuben unterirdisch wurden. Im Jahr 1673 führte die Ordlegna eine solche Masse bläulichen Thons mit sich, daß die Häuser und Straßen damit ausgefüllt wurden und die Häuser im nächsten Jahr noch nicht trocken waren."

Die Bewohner erzählen, ihr Dorf sei schon dreimal teilweise verschüttet worden. In den Schreckenstagen von 1834 mußten sie es vor dem anschwellenden Wasser verlassen und sich auf die Anhöhen flüchten.

In dem grünen Thalkessel von Casaccia liegt noch der Weiler Lobbia; dann führt der Weg an Bäumen, Wiesen und Hütten vorbei bis zur Häusergruppe Nazarina. Die ganze Strecke ist idyllisch. Auch hier wird wie in Maloja Nomadenwirtschaft getrieben; wenn die Feldarbeit beendigt und die Futtervoräte aufgezehrt sind, werden die Häuschen verlassen und der Bauer zieht nach den tiefer gelegenen Wohnsitzen, die er als seine eigentliche Heimat betrachtet.

Schon ob Casaccia sieht man auf dieser Fahrt von mehreren Punkten aus den schäumenden Wasserfall der Albigna, die einst auf sanftgeneigtem Weg nach dem Silsersee abfloß und nun über hohe Felsen ins Bergell stürzt und in scharfem Bogen der Maira zueilt. Unter Nazarina tritt die Straße

wieder in den Wald, der mit Felstrümmern übersäet ist, zwischen denen die prächtigsten Tannen gedeihen. In raschen Kehren senkt er sich gegen die Thalsohle, und bald öffnet sich der Blick in ein enges, tiefes Thal voll düsterer Poesie. Himmelhohe zerklüftete Felsengebirge scheinen es von der übrigen Welt zu scheiden; rechts läuft die Septimerkette bis zum Splügen hin; links schneiden die scharfen Gräte und Kämme des Albigna- und Bondascazuges in die tiefe Bläue des Bergeller Himmels. An den steilen Gehängen zieht sich der Wald in die Höhe, oft von breiten Geröllstreifen unterbrochen, die den Weg der Lawinen und Rüfen bezeichnen. Freilich grüßen auch freundliche Dörfer aus der Thalfurche herauf, Vicosoprano, ein stattliches Dorf auf ebenem Grund, dann Borgonovo und Stampa. Rechts von Vicosoprano thront auf einem Bergvorsprung das Dörfchen Rotticcio und auf dem Weg dahin liegt der Hof Puntcel, die Heimat des Gelehrtengeschlechts Pontisella, das schon im dreizehnten Jahrhundert berühmt war. Ihm entstammen drei Männer, die für unser Land eine segensreiche Thätigkeit entwickelten: Johannes von Pontisella, Doktor der Rechte und Archidiakonus in Chur, der für die Reformation wirkte; sein Sohn, erster Lehrer der humanistischen Schule in Chur; sein Enkel, Prediger und Rektor daselbst. Mit diesem starb 1622 das Geschlecht aus.

Während sich meine Gedanken mit diesen Toten beschäftigten, deren Name für immer mit der ersten Bildungsanstalt unsers Kantons verbunden sein werden, entfiel meinem Nachbar das Käppchen; er schnellte in die Höhe und rief in freudigem Schreck: „Herr Geheimrat Rabe!“

Ich folgte rasch der Richtung seiner Blicke und sah

ein paar lange Beine und einen Hutrand hinter einer Straßenkehre verschwinden. „„Es war nicht Herr Rabe,““ sagte ich, der Ueberlegung Raum gebend, „„Herr Rabe kann unmöglich vom Bergell heraufkommen; soll er durch die Luft geflogen sein?““

„Und er war es doch!“ erwiderte Barba Battista zuversichtlich, zog sein Käppchen über das Gesicht, lehnte sich zurück und verharrte in dieser Stellung bis Vicosoprano.

Vicosoprano, 1087 Meter über Meer, liegt schon 800 Meter tiefer als Maloja. Mit Freuden begrüßt man hier Obstbäume und freundliche Gärten. Vicosoprano, in einer Urkunde vom Jahr 1160 Visibrane geschrieben, später deutsch Vespran genannt, ist ein stattliches Dorf, früher Hauptort des Thales, Sitz mehrerer Patrizierfamilien, die sich in der Landesgeschichte im Krieg und Frieden hervorgethan haben. Etwas Solides, Altehrwürdiges haftet dem Ort an. Jenseits der Maira liegt die Kirche St. Cassian, deren Entstehen in das siebente Jahrhundert zurückverlegt wird. Im fünfzehnten Jahrhundert erhielt sie zum Zweck der Restaurierung päpstliche Indulgenzen und wurde reich; mit ihr verbunden war ein Kloster. Nach der Reformation wurde sie vernachlässigt, bis sie 1864 abermals restauriert wurde. Auf ihrem Friedhof begraben die Vicosopraner ihre Toten; ihren Gottesdienst halten sie in der freundlichen Dorfkirche, die 1761 errichtet wurde. In Vicosoprano steht auch der Sennweleturm, der sehr alten Ursprungs sein soll. Das altertümliche Rathaus mit den Halseisen und dem runden Anbau, der die Marterkammer enthielt, gehörte dem Hochgericht Bergell. Hier hielt die Kriminalbehörde unter dem Präsidium des Podesta ihre Sitzungen. Wie streng und grausam die

damalige Justiz verfuhr, ersieht man aus den Akten, die im Gemeindearchiv aufbewahrt werden. Nicht nur schwere Verbrechen wie Raub, Mord, Zauberei und Brandstiftung wurden mit dem Tode bestraft, sondern auch Diebstahl, Unzucht und Ehebruch. Noch im Jahr 1795 wurden zwei Männer von Bormio, die ein Pferd von der Weide gestohlen hatten, enthauptet. Ungemein intensiv war das Vorgehen der Behörden gegen das Hexenwesen. Allerdings konnte der ernste und sittenstrenge Vergeller die teuflischen Weiber, die in Maloja, Plan Cortinatz, Val Lowra mit den Dämonen herumtanzten, nicht wohl brauchen. Früher als in andern Gegenden des Kantons trat hier der Hexenwahn auf und begann die Verfolgung seiner unglücklichen Opfer. Es erscheint fast unglaublich, daß in einem Thal, welches kaum zweitausend Personen zählt, in einem Zeitraum von neunzehn Jahren achtundvierzig Weiber und fünf Männer wegen Zauberei angeklagt und eingezogen wurden. Davon wurden vier Männer und neun Weiber hingerichtet, neun Weiber verbrannt, eines gehängt. Schauerlich ist es, diese Hexenprozesse, bei welchen die Tortur die Hauptrolle spielt, durchzulesen. Doch hinweg von dieser entsetzlichen Verirrung des menschlichen Geistes!

Viel lieber wird der Reisende einen Ausflug nach dem Albigna- und Bondascagletscher unternehmen, wenn er auch etwas schwierig ist. Der Weg führt von Vicosoprano aus durch eine bewaldete Fläche. Schon hier verrät die Albigna ihre Wankelmütigkeit, denn mehrmals hat sie ihr Bett gewechselt. Wo man das Hauptthal verläßt, um in das Seitenthal einzulenken, tritt man über eine Brücke auf die linke Seite des Baches, der mit jugendlichem Ungestüm sein

Felsenbett durchbraust und einen Luftstrom mit sich führt, der seine Gletscherheimat nicht verleugnet. Hier übersieht man den Vorderlauf des wilden Gesellen bis zu seinem großen Sturz. Von der Brücke weg geht man bald durch Tannenwald, bald an Abhängen und Felsen aufwärts, in welche hie und da Stufen eingehauen sind, und gelangt zu einer Kluft, die durch einen furchtbaren Riß des Felsenkörpers entstanden ist. Hineingestürzte Felsen bilden eine natürliche Brücke, die man überschreitet. Bald steht man über dem Wasserfall. Die Albigna, die sich ein tiefes Bett gegraben, eilt in rasendem Lauf dem Felsenbord zu, von welchem sie mit Gebrause in die schauerliche Tiefe stürzt. Das Bild des Grauens gleichsam mildernd und verhüllend schwebt darüber ein Schleier von Wasserstaub, der im Sonnenlichte von tausend goldenen und silbernen Fäden durchzogen scheint.

Nun setzt der Weg über einen Steg wieder nach der rechten Bachseite über und bald erreicht man den Gletscher, aus dessen blauen Eisthoren die Albigna schäumt. Der Gletscher füllt fast den ganzen Gletscherzirkus aus und die zu Rundhöckern abgeschliffenen Felsen beweisen, daß er früher noch weiter ging. Hier öffnet sich eine Welt von Schnee und Eis, von welcher der Wanderer im Thal keine Ahnung hat. In vielfacher Verschlingung, bald in Thäler auslaufend, bald durch Felsenkämme unterbrochen, die aber immer einen Seitenweg offen lassen, bald in unübersehbaren Gletscherfeldern und bald in wirrem Durcheinander von Eisblöcken zieht sich diese Eiswüste bis zum Bernina hin. Würden eines Menschen Kräfte ausreichen, so könnte er sie in zwei Tagen und einer Nacht durchwandern, ohne mit dem Fuß

die Erde zu berühren. Die ungeheuern Eisströme der Albigna, Bondasca, des Forno, Muretto ꝛc. sind nur Extremitäten des Riesenkörpers, der auf einem der erhabensten Felsenthrone sitzt, den unterirdische Kräfte emporgetrieben haben. Es ist die Felsenmasse des Bernina, der Albigna und Bondasca; Bernina und Albigna bestehen aus Granit, Bondasca aus Gneis, für den weißen Herrscher eine Unterlage, die nicht wankt noch weicht.

Wenn die durch Sonnenlicht rosig angehauchten Schnee- und Eisfelder zwischen zackigen Gipfeln in die Thäler hinunterschauen, erscheinen sie dem Wanderer wie ein Gruß aus einer unbekannten Welt von märchenhafter Pracht, die ihn hinauflockt, den großen Aeußerungen der Schöpfung näher zu treten und den kleinen Erdenjammer zu vergessen. Aber wehe demjenigen, der dem Zauber folgt, ohne auch dessen Tücke zu kennen. Turmhohe Spalten unter trügerischer Schneedecke, herabrollendes Gestein, Kälte und Erschöpfung bringen dem Verwegenen oft den unerwarteten Tod.

Da der Albignagletscher nicht zu den bösartigen gehört, darf man sich schon ein wenig auf ihm ergehen und ihn besichtigen. Er ist glatt, eben, von Spalten nicht stark durchfurcht und hat starke Moränen. Angesichts dieser Schutt- und Trümmermassen, die mit ihrer Umgebung nicht immer übereinstimmen, macht sich auch der einigermaßen gebildete Laie geologische Gedanken und frägt sich, woher sie denn kommen. Sie fallen von den Anhöhen auf den Gletscher nieder, und da dieser sich durch die eigene Schwere einem langsam fließenden Strome gleich abwärts bewegt, so wandern sie mit ihm ebenfalls abwärts. Wo mildere Lüfte dem Eis Halt gebieten, bleiben sie liegen und häufen sich zu Schutthalden, Moränen

genannt. Diese geben sichern Aufschluß über Lage und Vordringen der Gletscher in frühern Perioden. Manchmal machen die Steine mit dem Eis weite Reisen und so kann es vorkommen, daß sich im Vordergrunde der Gletscher Steine befinden, die vom Hintergrunde kommen.

Rechts vom Albignagletscher ablenkend gelangt man über den Passo die Casnile nach dem Fornogletscher; der schwierige Uebergang erfordert geübte Bergsteiger. Im Hintergrunde führt ein Paß, der fast nur von Schmugglern benutzt wird, über die Forcella di San Martino nach Val Masino ins Veltlin. Links hebt sich der Gletscher steil in die Höhe und geht in den Bondascagletscher über. Dieser erreicht eine Höhe von 3120 Meter über Meer und fällt dann in Zeit von einer Stunde um 1000 Meter. Er ist sehr steil, wild, zerklüftet, mit Eisblöcken übersäet und schwer zu begehen; seine Moräne ist sehr lang, ein Beweis, daß er stark zurückgegangen ist. Die Partie ist nur für kühne Leute; trotzdem führt auch vom Bondascagletscher aus ein Paß nach Val Masino.

Auf dieser Seite kann man, den großen Umweg über den Bondascagletscher vermeidend, über den Passo di Cacciabella ebenfalls den Albignagletscher erreichen. Mein Sohn berichtet über diese Tour folgendes:

„Am Abend begaben wir uns, eine kleine Gesellschaft von vier Personen, durch das Bondascathal bis zur Alp Laret, die am Ausgang der Moräne in einer schönen Wiesenfläche liegt. Durch die Gefälligkeit des Besitzers der Alphütte, der uns in Promontogno den Schlüssel übergab, konnten wir in dieser unser Nachtquartier aufschlagen. Wir fanden hier ein Bett mit einer Matratze und ein paar

Decken, auch Kochgeschirr und Holz. Zuerst kochten wir uns eine Chokolade und verbrachten eine gemütliche Stunde am Feuer; dann teilten wir gewissenhaft das Bettmaterial. Die Matratze wanderte auf den Boden, wo zwei sich hinlegten; die zwei andern behielten die Bettstatt mit dem Heu und den Decken. Wir schliefen herrlich. In der Morgendämmerung machten wir uns auf den Weg, der uns bald auf die Gletschermoräne und von dieser ablenkend durch ein wildes, steiles Tobel nach Naravedro führte. Hier hört die Waldregion auf; über schöne Weiden geht es bis zur Alp di Sciora.

„Es war im Juli und der Schnee reichte noch tief herunter. Bald betraten wir das Schneefeld, auf welchem wir langsam vorrückten, da wir stellenweise bis an die Knie einsanken. Mein Photographenapparat war mir dabei nicht so hinderlich, wie diejenigen meinten, die mir abgeraten hatten, ihn mitzunehmen. Höher und höher stiegen wir, die Felszacken von Cacciabella als Wegweiser vor uns. Als wir die Höhe fast erreicht hatten, stießen wir auf Eis, in das wir mit dem Eispickel Stufen schlugen, auf denen wir hinaufklommen. Nun wurden wir am Weiterdringen in direkter Richtung durch die weiche Schneemasse verhindert und mußten über eine Felswand kriechend einen Umweg nehmen. Da passierte einem von uns das Malheur, daß ihm der Stock entfiel und in wenigen Minuten schlängelnd den Weg machte, zu dem wir drei Stunden Zeit gebraucht hatten. Nun schritten wir über den Felsengrat, der etwa einen Fuß breit ist, zurück und erreichten die Paßhöhe von Cacciabella. Hier holten wir unsern Mundvorrat hervor, aßen, tranken und hielten Umschau. Großartig ist der Firnetranz, der das Gletscherfeld

einrahmt; aber sonderbarer Weise hielt zuerst ein winziger Punkt in nächster Nähe mein Auge gefangen. Es war eine tote Spinne, die auf dem harten Gestein neben mir von ihren Lebensstürmen ausruhte. Dann freilich schweifte der Blick in die Runde und konnte sich nicht satt sehen. In unserm Gesichtskreis lagen Pizzo Baccone, Cima di Cantone, Cima di Castello, Pizzo Torrone, Monte Zocco und das Bondascagebirge; in weiter Entfernung tauchte auch Monte della Disgrazia auf.

„Ich stellte meinen Photographenapparat zurecht, um Aufnahmen zu machen; leider aber war die Beleuchtung für entfernte Gipfel nicht günstig und ich mußte mich begnügen, meine nächste Umgebung mit meinen drei Gefährten zu fassen.

„Dann nahmen wir unsere Wanderung wieder auf. Jenseits des Passo war der Abhang stark abschüssig; wir setzten uns auf den Schnee und machten eine Rutschpartie von zehn Minuten; gehend hätten wir die Strecke wohl kaum in einer Stunde zurückgelegt. Auf dem Felsenbord ob dem Gletscher machten wir Halt und gelangten durch einen Einschnitt auf diesen herunter. Mir nach stürzten ein paar Steinchen, und über mir wurde eine zierliche Gemse sichtbar, die verwundert auf mich herunterſah, als ob sie fragen wollte: „Du flügelloses Vogelungeheuer, wie kommst du hieher?“ Uebrigens sind Raubvögel und Menschen nicht die einzigen Gäste, welche die Gemütlichkeit des Gemsenlebens in der Albigna stören; der schwarzgraue Bär, der aus seinen Höhlen vom Veltlin über die Gletscher herkommt, thut es noch viel mehr. Leider war Meister Petz, dessen Spuren man hier vor acht Tagen entdeckt hatte, nirgends zu sehen.

„Abends bei Zeiten waren wir in Vicoſoprano und wanderten heil und geſund, aber mit etwas wunden Füßen heimwärts. Jetzt merkte ich freilich, daß mein Photographenapparat ziemlich auf meine Schultern drückte. Die ganze Tour war durchaus ungefährlich."

Letzteres glaubte ich wieder einmal. Aber als ich nach einigen Tagen die Photographie ſah, bekam mein Jüngſter, der am Rand eines Abgrunds ſaß, als ob er zu Hauſe keine Eltern hätte, die abends ſeiner warten, Worte zu hören, die mit der ſchönen Ausſicht in keinem Zuſammenhang ſtanden. Auch der Photograph ging nicht leer aus.

Vicoſoprano iſt Poſtſtation mit einem halben Stündchen Aufenthalt. Barba Battiſta und ich ſtiegen vom Wagen und ſetzten uns auf das Bänkchen vor dem Gaſthaus. Es iſt dies ein ſolides altes Bürgerhaus, das von der flitterhaften Pracht moderner Gaſthäuſer mittlern Ranges keine Spur aufzuweiſen hat. Dem Bergeller iſt es dadurch ehrwürdig, daß es das Stammhaus eines großen Teils der Bevölkerung geworden iſt. Vor anderthalb Jahrhunderten wurde es von Podeſta Müller bewohnt, genannt der Paduan, weil er in Padua ein Geſchäft hatte, ein gutes Geſchäft, wie mich Barba Battiſta belehrte, das den Wohlſtand der Familie begründete. Er hatte aber auch ſieben Paduanen, nämlich ſieben Töchter, die ſich nach allen Dörfern des Thales verheiratet haben. Ihre Nachkommenſchaft zählt nun gegen tauſend Perſonen, ein Segen, um den ſie der Erzvater Abraham beneiden könnte. Pathologiſch iſt dieſes Geſchlecht inſofern intereſſant, als man die Verzweigungen bis zum Stamm zurückverfolgen kann, und manche Eigentümlichkeiten, die ſich immer wiederholen, helle Schlaglichter auf die

Theorie der Vererbung werfen. Ein berühmter Universitätsprofessor hat sich diesen Stammbaum anfertigen lassen und hat daraus allerdings nicht mehr gelernt, als was er schon wußte, nämlich, daß die Gebrechen der Eltern sich auf die Kinder forterben bis ins vierte und fünfte Glied. Ich denke, im gleichen Maß haben sich auch die Vorzüge der Paduanen fortgeerbt, denn die Bergeller sind ein ganz tüchtiges Volk.

Während ich mich mit einer Art Pietät an die Mauer lehnte, hinter welcher die Ahne meiner Kinder geboren wurde, fiel mir eine artige Sage ein, die von eben dieser Frau nach unserm Dorf getragen wurde und mir nicht nur für die Tugenden der Paduanen, sondern für den Volkscharakter im ganzen bezeichnend scheint, da aus ihr der Zug der Zurückhaltung, der dem Bergeller eigen ist, spricht. Ich habe sie von einer Urenkelin jener Ahne gehört und da sie dem Gedächtnis der jetzigen Generation entschwunden ist, will ich sie hier auffrischen.

In Vicosoprano befand sich in jedem Haus ein Kreuz, das die Mutter zu tragen hatte. Das Kreuz war schwer, und jede Hausmutter vermeinte, das ihrige sei das schwerste. Als einmal eine Frau unter seiner Last fast zusammenbrach, kam sie auf den Gedanken, es gegen ein anderes zu vertauschen. Sie machte den Frauen von Vicosoprano den Vorschlag, die Kreuze zu tauschen, und alle waren damit einverstanden, in der Ueberzeugung, daß sie dadurch nur gewinnen könnten. Da nahm die Frau das ihrige und trug es auf den Platz, und siehe da, aus einer Gasse kam eine andere mit einem noch viel größern.

Bald tauchten an allen Ecken und Enden Frauen auf, junge und alte, schöne und häßliche, reiche und arme, es

fehlte keine einzige aus dem Dorf und alle trugen ihr Kreuz. Die Kreuze waren alle verschieden; da gab es hohe und breite, unscheinbare und anspruchsvolle, solche aus rohem Holz und solche in feiner Arbeit; schwer waren alle, denn alle die Trägerinnen gingen gebückt unter ihrer Last. Und als die erste Frau alle Kreuze geprüft hatte, nahm sie das eigene wieder auf die Schulter und trug es stillschweigend nach Hause. Die anderen Frauen folgten ihrem Beispiel. Seither haben die Frauen von Vicosoprano ihr Kreuz nicht mehr auf den Platz getragen, sondern jede trägt das ihrige in Geduld innert ihrer vier Wände.

Um uns die Zeit des Wartens zu kürzen, erzählte ich Barba Battista die kleine Sage, indem ich hinzufügte, die Bergeller haben von den Frauen von Vicosoprano gelernt, da von den Kreuzen, die sich etwa noch in den Familien befinden, selten etwas an die Oeffentlichkeit dringe.

Die Wirkung war eine andere, als ich erwartet hatte. „Wollt Ihr vielleicht die Frauen verherrlichen?“ erwiderte der alte Junggeselle bitterböse. „Ich kenne auch eine Geschichte; in einem schönen Garten war einst ein Ehepaar; er hieß Adam“ —

„„Fertig, einsteigen!““ mahnte der Kondukteur. Damit waren auch wir zu beidseitiger Erleichterung mit unsern Geschichten fertig und beeilten uns unsere Plätze einzunehmen.

Es war Abend, und als wir aus dem Dorf fuhren lag das Thal schon im Schatten, während der Bergekranz ringsum im Abendrot glühte. Ich erhob wie immer, wenn ich hier vorbeifahre, meine Augen zu den Höhen links. Die nadelartigen Felsenspitzen des Albignazuges sind so wunderbar fein ausgezackt, daß sie mich jetzt, vom rotgoldenen Licht

der schwindenden Sonne übergossen, an ein Diadem kunstreicher Goldschmiedearbeit erinnerten. Wunderbar schön war auch das Spiel von Licht und Schatten, das um das phantastische Felsengebilde wob. Ich wies mit der Hand schweigend dort hinauf.

Barba Battista aber sprach in meine Naturbetrachtung hinein: „Schöne Gegend das, wo beständig Steine von den Bergen fallen und die besten Wiesen unter Schutt liegen!"

Ich gestehe, daß diese Bemerkung eine plötzliche Ernüchterung in mir hervorbrachte, denn nur zu gut wußte ich, daß die Verwitterung des Gesteins, welche die Auszackung der linken Gebirgskämme zuwegegebracht hat, im Thale schreckliche Verwüstungen anrichtet. Fortwährend bröckeln Steine von den steilen Felsen ab, sammeln sich in den Bergfurchen an und werden bei Gewitterregen samt Erde, Rasen und manchmal auch Baumstämmen als Rüfe zu Thal geschwemmt. Die ganze Strecke von Vicosoprano bis zur Porta ist den Rüfen und Lawinen ausgesetzt. Vicosoprano selbst, das in einem Winkel zwischen Maira und Albigna auf dem Geschiebe der letztern steht, ist bedroht. Im Jahr 1778 stürzten aus der Val Torta gewaltige Steinmassen, welche den Lauf der Albigna gegen die untern Wohnungen hinschoben und diese in Gefahr brachten; das gleiche wiederholte sich im Jahr 1863. Auch bei Stampa und Coltura verursachen die Rüfen großen Schaden; an ersterm Ort mußte das Pfarrhaus verlassen werden und wird nicht mehr bewohnt. Eine Lawine, die im Jahr 1863 zwischen Caccior und Porta herunterkam, nahm auf ihrem Wege elf Ställe mit.

Das Thal ist an vielen Stellen mit Granitblöcken übersäet, als ob ein Riesengeschlecht mit Felstrümmern hier Feder-

ball gespielt hätte. Manche, die tief im Boden fußen und nur teilweise die Oberfläche überragen, sollen von alten Bergstürzen herrühren. Die Kirche St. Peter steht auf einem kleinen Hügel mitten im Thal, den ein solcher Bergsturz gebildet hat. Wann? Vielleicht hat nie eines Menschen Ohr das Gedröhne vernommen, mit welchem die allzukühnen Felsenzinnen ins Thal niederstürzten. Lagen sie einmal in der Tiefe zersplittert und zertrümmert, aber von den milden Lüften umschmeichelt, die von der großen Ebene am Fuße der Alpen heraufdrangen, so regte sich wohl im harten Gestein der Werdedrang. Mutter Erde und Vater Wind sorgten für die Befruchtung und die Vegetation begann. Der Hügel von St. Peter ist nun bewaldet und die durcheinander liegenden Steintrümmer sind mit Moos überwachsen. Der Thalboden ist gut, und neben wüsten Schuttlagern gedeiht üppiger Graswuchs. Trotz vereinzelter Obstbäume trägt die Gegend bis zur Porta alpinen Charakter sowohl durch vorwiegenden Wiesenbau, als auch durch die vielen zerstreuten Hütten und Ställe.

Aber auch hübsche Dörfer liegen auf dieser Strecke. Nach Vicosoprano kommt Borgonovo, ein gutgebautes, wohlhabendes Dorf. Dann folgt an der Straße Stampa; jenseits der Maira liegen die Häusergruppen Montaccio, Coltura und weiter unten bei der Porta Caccior; diese Oertchen gehören zur Gemeinde Stampa. In Coltura steht von einem herrschaftlichen Garten umgeben das rote Schloß Castelmur mit einer hübschen Waffensammlung.

Im Berggebiet rechts dominiert der Piz Duan. Er und sein Zwillingsbruder Gallegione sind im Septimerzug gegen den Splügen hin zwei Größen ersten Ranges. Piz

Duan kann sowohl von Casaccia, Borgonovo, Stampa, als auch von Soglio aus erreicht werden. Ein Freund von mir, der die Besteigung des Duan mehrmals ausgeführt hat, läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen:

„An einem heißen Augustnachmittag wanderten wir von Castasegna aufwärts bis hinter die Porta; hier setzten wir über die uralte Mairabrücke nach der rechten Thalseite über. Ob Coltura traten wir in ein Laubgehölz, das sich ziemlich weit am Berg hinauf erstreckt; dann umfing uns Tannendunkel. Waldeskühle und Waldesduft erfrischte unsre von der Sommerschwüle erschlafften Glieder, sodaß wir rüstig vorwärtsschritten, obwohl der Weg an manchen Orten steil war und auch über Stufen führte. Es war gut, daß ein Wegkundiger von der Partie war, denn die Pfade kreuzten sich mehrfach. Da und dort thaten sich zwischen den Tannen kleine sammetgrüne Oasen auf, auf der zerstreute Hütten und Ställe herumlagen. Wir berührten Dorbegia, Sletna, Castell, wo wir auf Heu unser Nachtlager hielten. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch nahmen wir unsere Wanderung wieder auf und gelangten nach Plan Lo, einem schönen Aussichtspunkt, dann nach Val Campo, wo uns ein kleiner See wie ein zum Himmel aufgeschlagenes Auge überraschte. Der See hat keinen Abfluß; wahrscheinlich kommt sein Wasser weiter unten in einem kleinen Bach zum Vorschein, der zur Maira ins Marozzothal und nach Casaccia führt.

„Die kleine Thalmulde bietet ein Bild voll idyllischen Friedens. Ein paar weidende Kühe erhoben einen Augenblick wie fragend das große gute Kuhauge zu uns und begrüßten uns mit lautem Muher; als sie in uns harmlose Menschenkinder erkannten, senkten sie wieder den Kopf und lagen ruhig

der Aetzung ob. An den Abhängen graste eine Schafheerde, die Lämmer schutzsuchend an ihre Mütter geschmiegt. Wahrscheinlich hatten sie den Raubvogel erblickt, der eine Zeitlang mit lautem Gekreisch über ihnen seine Kreise gezogen hatte, und nun am Horizont verschwand. Sie schienen beruhigt, denn einige hatten die Mutterquelle gesucht, und die Mütter hielten still. Auch ein paar Schneehühner, die durch unser oder des Raubvogels Erscheinen in Aufregung geraten waren, hatten ihre gewöhnliche Gemütsstimmung wieder erlangt und sahen von einem Felsen, allerdings in respektvoller Entfernung, aber ohne Zeichen der Angst auf uns nieder. Auf dem Felsen blühten schöne Blumen, über welche der Botaniker unserer Partie sehr erfreut war, da er sie als seltene erkannte.

Ob dem See treffen die verschiedenen Pfade, die vom Thal heraufführen, zusammen. Bis zu diesem Punkt waren wir über Wald und Weiden geschritten; nun traten wir in die Unwirtlichkeit des Hochgebirgs ein. Wir überwanden Schutt, Geröll, Felsen, dann ein Eisfeld, und bald darauf erreichten wir die Höhe. Hier that sich ein großartiges Gebirgspanorama vor uns auf. Zunächst nahmen die Giganten des Bondasca und Albignagebirges unser Auge in Anspruch; darüber hinaus erhaschten wir noch Monte della Disgrazia und einige Spitzen im Höhenzug, der im Monte Legnone gegen den Comersee hin ausläuft. An die Albigna reihte sich die Berninakette mit ihren zahllosen steilen Spitzen und Kuppen. Am Fuße dieser starren Welt tauchte wie ein freundlicher Gruß der bewohnten Erde ein Teil des Oberengadins mit zwei waldumkränzten blauen Seen auf. Das Hochplateau des Maloja war so nahe, daß man die Häuser

darauf zählen konnte. Im Norden stand die Umgebung beherrschend die Pyramide des Piz Forbice, hinter Avers Piz Beverin. Ueber Gallegione und Gotthard hinaus entdeckten wir in verschwimmender Ferne die Monte Rosa-Gruppe, über Tödi und Adula die Berneralpen.

„Wir ließen uns auf der von jeder Vegetation entblößten grünlichen Kuppe nieder und hielten unser Mittagsmahl, die Majestäten des Hochgebirgs mit den gold- und edelsteinfunkelnden Kronen und dem Hermelinmantel um die mächtigen Schultern gleichsam als Tafelrunde um uns. Die ganze Herrlichkeit lag im Glanze eines wolkenlosen, doch nicht ganz dunstlosen Tages gebadet; aber ein schwarzer Strich, der um Mittag den Horizont in der Gegend des Comersees begrenzte, erinnerte uns daran, daß ein Gewitter auf den Geröllhalden des Duan nicht ganz angenehm sein dürfte. Wir traten daher bei Zeiten den Rückweg an; der Abstieg bot ebensowenig Schwierigkeiten wie der Aufstieg. Bei Castell schlugen wir diesmal den Pfad ein, der hoch oben an den Abhängen in direkter Richtung nach Soglio und Unterporta führt. Auch auf dieser Strecke ist der Wald mit Wiesenflächen untermischt.

„Im Laufe des Nachmittags breitete sich der schwarze Streifen am Horizont aus; dunkle Wolkenmassen zogen immer näher herauf und gegen Abend lag ein schwerer, bleierner Himmel über der ganzen Gegend. Was wir am Mittag gefürchtet, wünschten wir jetzt herbei, ein Gewitter, das die dunstgeschwängerte Luft reinigen würde. Wir hatten Soglio fast erreicht, als in der That der erste Donnerschlag erdröhnte, der Himmel seine Schleusen aufthat und das kühlende Naß auf die Erde niederströmte. Wir warfen unsere Hüte ins

Gras; wie das erfrischte! Dieses freiwillige Bad harmonierte nicht ganz mit den Regenschirmen, die uns in Soglio aufgedrängt wurden, auch nicht mit den Laternen, die uns von unsern überängstlichen Angehörigen entgegengeschickt wurden. Im Kastanienwald, der von Soglio nach Castasegna hinunterführt, war allerdings stockfinstere Nacht; aber wir erdreisteten uns zu behaupten, daß Bergsteiger abwärts von aufwärts unterscheiden können und das Rauschen der Maira ein sicherer Wegweiser sei. Um zehn Uhr waren wir heil und gesund zu Hause."

Barba Battista und ich mußten uns damit begnügen, den Piz Duan von unten herauf zu betrachten, und es schien uns unmöglich, daß der Kerl mit dem seitlich vorgeneigten Gipfel, der gar nicht hoch schien, die Anmaßung haben könnte, sich 3133 Meter über Meer zu erheben. Als wir uns Coltura gegenüber befanden, fingen wir an, uns ein wenig zu zanken. Veranlaßung dazu gaben uns die Legate zwei edler Menschenfreundinnen, durch welche das Hospital zu stande kommen soll. Barba Battista behauptete, ein Hospital im Bergell sei ein überflüssiges Ding; die Leute haben früher auch sterben können und zwar ohne Hospital und sogar ohne Arzt. Damals, als die Leute viel gesünder und stärker waren als jetzt, sei überhaupt im ganzen Thal kein Arzt gewesen, und ich werde wissen, daß dieser und jener das neunzigste, ja das hundertste Lebensjahr erreicht habe. So die zwei Schwestern Giovanoli in Soglio, die vor nicht gar vielen Jahren im Alter von 98 und 101 Jahren gestorben waren, und noch in ihrer letzten Lebenszeit für die Leute Brot bucken. Barba Battista wurde dabei so eifrig, daß ich merkte, ich dürfe ihm nicht länger widersprechen. Um ihn zu versöhnen,

spann ich das Kapitel der Hundertjährigen weiter, denn ich wußte, daß dies ein beliebtes Thema bei ihm war. Wir fuhren durch den Wald, der von Stampa nach der Porta herunterführt. Ich wies mit der Hand nach Stampa zurück und erzählte vom Pfarrer Martinengus, der sich zur Zeit der Reformation von Dalmatien nach dem Bergell flüchtete und hier das Evangelium predigte. Sein Sohn wurde evangelischer Pfarrer in Stampa; er versah in dieser Gemeinde über achtzig Jahre lang sein Amt und hielt noch in seinem hundertsten Lebensjahr eine Predigt.

Barba Battista schmunzelte vergnügt vor sich hin: „Ja, ja, im Bergell werden die Leute alt."

Als wir aus dem Wald fuhren, kam der altersgraue Turm in Sicht, den ich immer mit Freuden begrüße, wenn ich von Maloja herunterkomme. Ich vergaß den Pfarrer Martinengus und alles, was ich gesehen hatte, und das wohlige Gefühl des Heimkehrens machte sich Luft in dem Wörtchen „Heim."

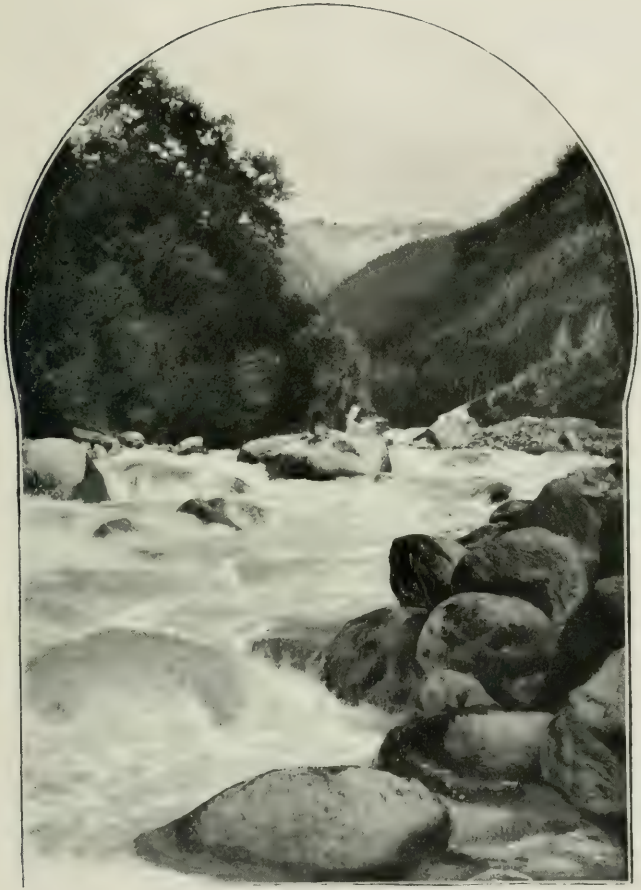
„„Heim,"" wiederholte der alte Junggesell langsam, „„heim zu Euern Kindern."" Dann schob er sein Käppchen ganz zurück und sagte, indem er von mir wegsah: „„Wißt Ihr, daß kein Kreuz auch eines ist?""

Ich war überrascht. Die Sage von den Kreuzen der Vicosopraner Frauen war ihm doch zu Herzen gegangen, und dies war wohl der Grund, daß er sie so schroff abgelehnt hatte. Sein sonst blühendes Gesicht schien mir auf einmal verfallen und seine ganze Erscheinung zeigte die Hinfälligkeit des Greises. Da fiel mir ein, daß nicht alle Neunzigjährigen auch Hundertjährige werden, und trotz unserer Controverse wagte ich einen Gedanken auszusprechen, den

ich schon lange für mich gehegt hatte. „Barba Battista," sagte ich, „eine der edeln Geberinnen hat jahrelang als kinderlose Witwe auf ihrem einsamen Sitz gewohnt; aber sie war nicht allein, die Armen der Umgebung gehörten ihr. Sie hat ihr gemeinnütziges Leben durch das große Legat für das Hospital besiegelt. Daß dieses überflüssig sei, sagt Ihr wohl nur zum Spaß. Um aber dies Hospital zu bauen, braucht es Geld, viel Geld" —

Noch nie sah ich Barba Battista so schnell sein Käppchen über das Gesicht ziehen wie jetzt. Von da an that er, als ob er dusele, bis wir unser Dorf fast erreicht hatten. Hier richtete er sich noch einmal auf, um das Fenster zu schließen und sich dann noch tiefer in einen Winkel niederzudrücken. „„Denn,"" sagte er, „„die Leute könnten denken, der alte Battista sei vor Hochmut verrückt geworden, wenn sie sehen, daß er zum Vergnügen in der Postkutsche fährt.""

Ich muß mich vor dem Verdachte verwahren, daß ich Barba Battista der Hartherzigkeit und des Geizes bezichtigen wolle. Dies ist nicht meine Absicht. Barba Battista hatte für die Armut, die er verstand, immer eine offene Hand; er war eben das Kind seiner Verhältnisse.



Maira — Flußpartie bei Castasegna.

III. Unterporta.

Der Felsenriff, der sich von der Bergkette links quer in das Thal vorschiebt, trennt das Bergell in Ob- und Unterporta. Die Maira, die hier in jagendem Laufe dahinbraust, hat zwischen dem Riff und der jenseitigen Felsenwand einen schmalen Ausweg gefunden. Die Menschen aber haben ihn durchbohrt und ihre Straße durchgeführt; in früherer Zeit klomm sie darüber hinweg. Der Fels ist zum Teil grün überwachsen und bildet einen anmutigen Hügel, auf welchem man eine schöne Aussicht aufwärts und abwärts ins Thal genießt. Er ist zu einem Luginsland wie geschaffen und wurde als solches wahrscheinlich so lange benützt, als sich die Landesbewohner vor eindringenden Feindeshorden zu wehren hatten. Die natürliche Thalsperre wurde durch künstliche Festungswerke verstärkt, die noch jetzt zum Teil dastehen. Ein ungeheurer, altersgrauer Turm krönt die Felsenschwelle; nach ältern Schriftstellern stammt er aus der Römerzeit und wird in Antonins Itinerarium Murum genannt. Auf einer höheren Felsenstaffel sind die Ueberreste eines zweiten Turmes sichtbar. Vom ersten Turm zieht sich an der Südflanke des Hügels eine lange Mauer hin, die ebenso alt aussieht wie jener. Vielleicht wurden hier römische Festungswerke im Mittelalter erneuert. Professor

Rahn, welcher die Altertümer des Bergells kennt, nennt Castelmuro eine der schönsten Sperren, welche die Schweiz aus dem Mittelalter besitzt, und hält die Anlage für ein Meisterwerk der Befestigungskunst. Castelmuro wird in der Landesgeschichte viel genannt und war der Sitz der Familie gleichen Namens, die urkundlich im Jahr 1179 zum ersten mal auftritt. Der Platz war jedenfalls wichtig, sowohl zur Landesverteidigung, wie auch als Wegstation. Letzteres geht aus einer Urkunde vom Jahr 1387 hervor, nach welcher Jakob von Castelmur sich dem Bischof von Chur gegenüber verpflichtete, gegen Entgelt gewisser Zölle die Septimerstraße von Tinzen bis Plurs zu einem fahrbaren Weg auszubessern und zu unterhalten. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde die Burg zerstört, worauf die Familie nach Vicosoprano übersiedelte.

Im Mittelalter hatte der Hügel für die Thalbewohner durch die Kirche Nossa Donna Bedeutung, zu welcher die Gläubigen von Maloja bis Cleven pilgerten. Nach der Reformation kam sie in Verfall, blieb jedoch vor rohen Angriffen verschont. Der ganze katholische Schmuck wurde nach Plurs verschenkt; das Marienbild soll sich noch in der Kirche von Santa Croce befinden. In neuerer Zeit wurde der Hügel zum größten Teil von einem Angehörigen der Familie Castelmur wieder erworben, das ehrwürdige Kirchlein sehr schön restauriert und eine kleine Villa mit Garten gebaut. Der ganze Komplex wurde von der letzten Besitzerin dem Kreis Bergell vermacht, welcher das Kleinod pietätvoll hütet.

Die Glocke soll im ganzen Thal gehört werden und wurde früher jedesmal beim Tode eines Podesta geläutet. Ich selbst habe den feierlichen Klang noch zweimal vernommen; einmal als der letzte Podesta des Thales starb, und ein anderes

mal als die letzte Besitzerin in der Familiengruft beigesetzt wurde. Nun ist er in dieser Eigenschaft wohl für immer verstummt.

Einsam ist es da droben geworden; nur die Geister der Vergangenheit gehen um, schlagen ihre Flügel um das uralte Gemäuer, das vor Jahrtausenden als furchtbare Veste ins Land hinauslugte, weben durch die Räume des Kirchleins, wo schon im zehnten Jahrhundert die Hora klang, und halten traurig Wache an der Schwelle der verlassenen Villa.

Aber vom Fuße des Hügels dringen Meißelklang und Hammerschlag und fröhliche Stimmen herauf. Fleißige Menschenhände brechen Platte um Platte vom weißen Glimmerschiefer des Felsenriffes, die von starken Lombardenmädchen auf dem Rücken zum Lagerplatz getragen werden, wo sie verladen und versandt werden. Auch anderes Material findet hier der Steinhauer in Hülle und Fülle. Die Befürchtung, daß der schöne Hügel abgetragen werden könnte, will ich einstweilen Pessimisten überlassen. Manches Privathaus und Hotel wird kommen und vergehen, bis eine merkliche Abnahme stattfindet; und dann — baut man vielleicht nicht mehr mit Stein.

Einen größern klimatischen Sprung als zwischen Ob- und Unterporta gibt es nicht leicht. Kaum hat man die kurze Gallerie des Hügels hinter sich, so thut sich der lachende Süden auf. Mächtige Kastanien- und Nußbäume schmiegen sich an den Hügel und ziehen sich rechts an den Abhängen fast bis Soglio hinauf; links freilich gebieten ihnen die Gletscherlüfte der Bondasca auf einer tieferen Stufe Halt.

Ueber dem Felsenbette der Maira liegt im Halbkreise teils felsiger, teils bewaldeter Hänge Promontogno in sicherer

Lage. Unten in der Schlucht treibt die Maira eine große Kunstmühle und versieht zugleich Promontogno, Bondo und Castasegna mit elektrischem Licht. Die beiden erstgenannten Dörfer wurden im siebenzehnten Jahrhundertt, als Graubünden durch innere Spaltungen und fremde Heere furchtbar litt, eingeäschert. Mailand, das damals spanische Provinz war, bemächtigte sich Clevens; der Kommandant des Städtchens, Graf Serbelloni, drang ins Bergell, plünderte die Dörfer Castasegna, Bondo und Promontogno, steckte sie in Brand und führte ihre Geschütze weg. Alle Spuren des Elends sind nun verwischt: denn neues Leben blühte auf den Ruinen und kaum lebt im Volk noch eine Erinnerung an jene schreckliche Zeit.

Promontogno und Bondo bilden zusammen eine Gemeinde. Auf dem Wege zwischen ihnen liegen die ersten Windgrotten, hier zu Land „Crott" genannt. Von da bis Cleven kommen sie in Menge vor. Es sind dies merkwürdige Felsenkeller, die durch das Terrain bedingt sind. Sie werden halb unterirdisch in eine Bergwand hineingebaut, über welcher eine Schicht, manchmal ein ganzer Hügel von Geröll oder Steintrümmern liegt. Durch dieses lockere Material dringt ein beständiger Luftzug, der die Keller im Sommer kühl, im Winter warm hält; sie sind daher ein vortrefflicher Aufbewahrungsort für Wein. Manchmal liegt über dem Keller noch ein kleiner Saal. Hier oder im Freien vor dem Crott halten die Leute am Sonntag oder auch nach gethaner Tagesarbeit Siesta und erlaben sich an einem guten Tropfen und gedörrtem Bündnerfleisch. Nirgends schmeckt der Wein so gut wie hier; nicht nur hat er immer die richtige Temperatur, auch die ganze Umgebung strömt eine köstliche Frische aus, die den Aufenthalt daselbst höchst angenehm macht.

Bei Bondo öffnet sich die Bondasca, das größte Seitenthal des Bergells. Seine Waldungen haben Bondo zu einer der reichsten Gemeinden des Kantons gemacht. Ein ziemlich guter Weg führt bis zur ersten Terrasse, die mit Wald bestanden ist. Wald, Wiesen, pittoreske Wasserfälle und kühne Felspartien wechseln bis gegen den Hintergrund, wo sich ein schönes Alpengelände aufthut. Die Weiden reichen bis an den Bondascagletscher heran. Trotzdem dieser schwer zu begehen ist, finden Schmuggler auch über ihn einen Pfad nach Val Masino. Der Bergstock, der zwischen Vicosoprano und Bondo liegt, bildet gleichsam ein Dreieck, welches ein Einschnitt von der übrigen Gebirgsmasse lose trennt. Auf der oben beschriebenen Albigna-Bondascatour kann es umgangen werden.

Von Promontogno abwärts erreicht man in etwa fünf Minuten Spino, ein Dörfchen, welches erst im siebenzehnten Jahrhundert entstanden und zu Soglio gehört. Die kleine Thalmulde, in der diese drei Dörfer liegen, vereinigt eine Fülle landwirtschaftlicher Gegensätze und historischer Wahrzeichen, die sie zur interessantesten Gegend des Thales stempeln. Gegen die Thalenge hinaus wuchert der Kastanienbaum mit Tannenbäumen untermischt. Den Hintergrund des Seitenthales, aus welchem ein wilder Bach hervorschäumt, bildet das in riesenhaften Verhältnissen sich aufbauende Bondascagebirge. Unter Promontogno stehen die zwei hochgeschwungenen Brücken der Maira; über ihrem hohen, steilen Ufer erhebt sich auf einem Plateau ein modernes Gebäude, Hotel Bregaglia, und am Eingang des Dorfes Bondo der im Jahr 1773 vom Grafen Salis erbaute Palast. Ueber dem Ganzen tront der altersgraue Turm Castelmuro und das freundliche Kirchlein Nossa Donna.

Von Spino führt die Straße an einer nüchternen Halde vorbei, die nichts von der Herrlichkeit über ihr ahnen läßt, nach dem letzten Bergellerdorf, Castasegna. Reizend und abwechslungsreich ist aber der Weg, der sich bei Spino von der Hauptstraße abzweigt und sich zuerst durch Kastanienwald, dann an einem steilen Abhang in raschen Kehren nach Soglio hinaufwindet. Soglio liegt auf einer sonnigen Terrasse des Monte Gallegione inmitten saftiger Wiesen. Die Terrasse hat Felsengrund; man sollte daher meinen, das Dorf wäre sicher; aber im Jahr 1844 drohte Gefahr vom darüberliegenden Wald. Nach anhaltendem Regenwetter zeigten sich im Boden Spalten und Risse; Erde und Steine lösten sich los und gerieten in rollende Bewegung. Mit Schrecken mußte man sich überzeugen, daß der Wald ins Rutschen gekommen war. Man traf energische Vorkehrungen; Bäume wurden umgehauen und das Wasser abgeleitet. Die Bewegung hörte auf. Nun sind die Spalten ausgefüllt und überwachsen; Gebüsch und Bäume haben ihr Wurzelnetz in den Boden geschlagen und niemand denkt mehr an Gefahr.

Soglio ist die Heimat der hochgewachsenen, starken Männer und Frauen; es ist das einzige Dorf im Bergell, das seinen landwirtschaftlichen Charakter rein bewahrt hat. Hier will die Auswanderung nach fremden Städten nicht gelingen. Die Leute, die an Bergluft und ländliche Arbeit gewohnt sind, bekommen in der Fremde Heimweh und ihre Gesundheit leidet. Die wenigen, die das Wagnis unternehmen, kehren gewöhnlich bald heim.

Das Dorf ist alt; schon im Jahr 913 wird es als Villa erwähnt. Hier schlug das mächtige Geschlecht der Salis seine Zelte auf, als es von Italien nach Hohenrätien

einwanderte. Aeltere Schriftsteller behaupten zwar, der erste Salis habe auf einer kühnen Felsenstaffel ob Castasegna, die noch jetzt Castellazzo heißt, seine Burg gebaut. Im fünfzehnten Jahrhundert befand sich auf dem Platz noch ein bewohntes Dörfchen; nun ist es samt der Burg verschwunden, und nur eine Einfassungsmauer gibt noch vom Dasein der letztern Kunde. Vor einigen Jahren jedoch ließ der Besitzer des Palastes in Bondo, ein in England naturalisierter Graf von Salis, daselbst einen Turm zur Erinnerung aufführen. Urkundlich genannt wird zuerst Ser Rodolph de Salis de Solio, welcher Podesta des Bergells war und vor 1300 starb.

Die Familie von Salis hat in der Bündnergeschichte Jahrhunderte lang eine maßgebende Rolle gespielt; im Bergell jedoch gewann sie niemals Herrschaftsrechte. Die Bergeller waren und blieben freie Leute, während in den meisten Landesteilen unseres Kantons die Bevölkerung vorwiegend aus Leibeigenen und Dienstpflichtigen mächtiger Dynastengeschlechter bestand. Die Glanzperiode der Salis-Soglio begann im sechszehnten Jahrhundert, als Augustin von Salis einen mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Palast erbauen ließ. Bei dem Streifzug Serbellonis ins Bergell wurde der Palast geplündert und zerstört, das Familienarchiv vernichtet und drei Kanonen fortgeführt, welche der Familie von den drei Bünden in Anerkennung ihrer in den mailändischen Kriegen bewiesenen Tapferkeit geschenkt worden waren. Aber bald erstanden unter den Nachkommen wieder drei schloßartige Gebäude, die noch stehen und sich in der Umgebung der winkeligen Gassen und unscheinbaren Bauernhäuschen sehr stattlich ausnehmen. Das kleine Bergell gewährte in neuerer Zeit dem mächtigen Geschlecht wohl zu wenig Spielraum

und es verließ das abgelegene Bergdorf, um sich in volkreichen Centren anzusiedeln. Gegenwärtig ist es in der ganzen Welt verzweigt. Seine Paläste in Soglio sind in fremde Hände übergegangen und einer davon ist in ein Gasthaus umgewandelt. An den schweren Tischen, an welchen der Becher mit dem köstlichen Veltliner unter den Rittern kreiste, schlürfen nun Engländer Thee, und in den Gärten, wo bezopfte Herren und gepuderte Damen lustwandelten, wachsen Kartoffeln.

Das hochgelegene Bergdorf, welches dies fremde Adelsgeschlecht aus Sicherheitsgründen als Sitz wählte, erkor sich der Maler Segantini aus künstlerischer Neigung zum Winteraufenthalt. Hier malte er die Bondasca, ein großes Bild, das er für das beste seiner Alpenbilder erklärte. In der That gehört der Ausblick ins Bondascagebirge von hier aus zum großartigsten, das die Alpenwelt bietet. Unvergeßlich ist mir ein Mondscheinabend, an dem ich zufällig hier oben weilte. Das Thal der Maira mit seinem wuchernden Kastanienwald lag wie ein schwarzer Abgrund zu meinen Füßen; aber im Bondascathal wob ein weißliches Licht; der Blick drang ins Weite und blieb an den unbestimmten Linien des Bondascagebirges hängen. Plötzlich wurde an einer senkrechten Felsenkante ein glänzender Punkt sichtbar, der sich zur Sichel streckte und das nächste Schneefeld mit Silbergerieſel übergoß. Die Sichel formte sich zur Mondscheibe, die sich vom Felsen löste und in ruhigem Glanz am Nachthimmel dahinschiffte. Ueber ihr wuchs das Bondascagebirge ins ungeheure; aus der klotzigen Felsenmasse ragten die in riesenhaften Dimensionen aufgebauten Türme, Pfeiler, Zinnen empor, ihre weißen Grenzlinien mit dem dämmerigen

Bondasca-Gebirge.

Himmel verwebend und sich in geheimnisvoller Höhe verlierend. Immer siegreicher wurde der Mond, immer heller das Bondascathal; immer deutlicher trat das Gebirge in seinen Einzelheiten hervor; da prallte der Mond wieder an einen Felsenpfeiler, schien zu erzittern und in sich selbst zusammensinken und mit ihm verschwand die ganze Pracht. Nun wieder ein verheißungsvolles Leuchten an einer entgegengesetzten Eispyramide und wieder das allmähliche Auftauchen der Spitzen und Kuppen aus schwarzer Felsenumgürtung. So kam und ging die strahlende Scheibe mehrmals, bis sie groß und ruhig über dem mathematisch geraden Riesenscheitel des Piz Badile stand und der ganze Kettenzug in ihrem Strahlenkreis lag. Da standen die Majestäten der Bondasca, Piz Bondasca, Gemelli, Piz Longo, Cengalo, Badile, Sciora, im Metallschimmer kalter Schnee- und Eispracht wie losgelöst vom bewohnten Erdkreis. Lange konnte ich mich von dem schauerlich schönen Anblick nicht losreißen.

Als ich die Kehren hinunterschritt, erinnerten mich spielende Schatten zu meinen Füßen, daß ich mich noch auf der Erde befand, wo Kastanienbäume wachsen. Ich schlug den Fußweg rechts nach Castasegna ein, auf welchem sich einst die Damen von Salis in Sänften tragen ließen. Er ist geschickt angelegt und zum Teil gepflastert, jetzt aber streckenweise mit Dornen und Gebüsch überwachsen. Die Leute gehen lieber daneben auf dem weichen Wiesengrunde. Zuerst senkt er sich in eine Schlucht, die sich der Bach Caroggia gegraben hat. Im Hintergrund stürzt dieser in prächtigem Fall von einer hellen Felsenwand, an der man beobachten kann, wie er mehrmals das Bett gewechselt hat. Ein hölzernes Brücklein führt über den Bach; dann kommt

man von den Bäumen erst recht in den Wald. Auf einer sanftgeneigten Terrasse dehnt sich gegen Castasegna hin ein stundenlanger Kastanienwald. Die Edelkastanie ist eine Bergfrucht; der Baum gedeiht zwar auch in der Ebene, nimmt aber niemals so riesige Dimensionen an, wie in den schluchtartigen Thälern, die sich von der Lombardei gegen die Alpen hinaufziehen. Hier auf dem Wiesengrunde von Brentan erreicht der Baum eine fast fabelhafte Höhe und Dicke. Dieser Wald, in welchem der Baum nicht in steifen Anlagen, sondern in natürlicher Unregelmäßigkeit wächst, ist ein wahrer Park von Gottes Gnaden zu nennen, der an Großartigkeit alles zurückläßt, was die Gartenkunst schafft. Die untern Aeste setzen keine Früchte an und werden abgehauen; die astlosen Stämme, oben durch das dichte Gewebe der Kronen verbunden, reihen sich vielerorts zu ungeheuern Säulenhallen zusammen, in denen es so feierlich und dämmerig ist wie in einem heiligen Dom; das leise Blätterrauschen erinnert an Beigeflüster; sonst ist alles still; selten läßt sich ein Vogellaut vernehmen, selten begegnet man einem Menschen. Da und dort liegt ein Stall oder ein altes Gemäuer, die keinen Mißton in die ländliche Einsamkeit bringen. Die Kastanie ist die Hauptfrucht des untern Bergells. Zur Zeit der Blüte ist die ganze Gegend von einem süßlichen Duft erfüllt, der die Bienen heranlockt, welche aus den Blütenkätzchen reichlich Honig saugen. Im Oktober und November reift die Frucht. Dann kommt Leben in die grüne Waldeinsamkeit. Der Wiesengrund ist mit den schönen braunen Früchten bedeckt, die bei natürlicher Reife von selbst aus der stacheligen Kapsel springen, in welcher sie bis zu dreien sitzen; frohe Menschen, besonders Frauen und Kinder, sind

mit dem Einsammeln beschäftigt. Die Kastanien werden aufgelesen und in ein Säckchen gethan, das schürzenartig vorgebunden ist; die vollen Säckchen werden in den Tragkorb, Gerl, geleert und dieser in die Cascina, die Dörrhütte, getragen. Die Cascina besteht aus zwei Räumen; der untere mit dem Herd ist zum Feuern bestimmt, der darüberliegende zur Aufnahme der Frucht. Beide Räume sind durch einen Boden aus hölzernen Stäben getrennt, die so nahe an einander liegen, daß die Kastanien nicht durchschlüpfen, Rauch und Hitze aber hinaufsteigen können. In einigen Wochen sind sie gedörrt und geräuchert. Sind die Früchte dürr, so werden sie in lange, schmale Säcke gebunden und diese so lange auf einen Holzblock geschlagen, bis die Schalen losgetrennt sind; darauf werden die Kastanien durch Siebe von den kleingeschlagenen Schalen getrennt und erlesen. Für die ärmere Bevölkerung bildet die Kastanie, sowohl frisch als gedörrt, das tägliche Brot; im Nährwert steht sie zwischen Brot und Kartoffel. Ob Castasegna stehen die Dörrhütten dicht gedrängt, so daß sie wie ein Dörfchen aussehen, und im Herbst liegt der Rauch, der ihnen entsteigt, wie Nebel in der Luft.

Castasegna, ein kleiner Ort mit hübschen neuen Häusern und Gärten und dem eidgenössischen Zollhaus, sieht recht freundlich aus. Rechts am Ausgang steigt hinter einem Streifen Kastanienwald fast senkrecht eine Felsenwand des Monte Gallegione auf, die mauerartig den Himmel zu tragen scheint, da die Bergspitzen zurückstehen. Selbst dieses harte Gestein macht sich der Kastanienbaum mit seiner zähen Lebenskraft dienstbar. Wo sich eine Felsenspalte öffnet, wo der Wind auf einem Vorsprung etwas Erde zusammengeweht

hat, klammert er sich fest und streckt manchmal in grotesken Stellungen wie hülfesuchend die Arme in die Luft. Selbst hier trägt er Früchte, die an unwegsame Orte hinfallen, wo sie von Ziegen und Schafen gierig aufgesucht werden.

Der Bach Lovero, über dessen Schlucht eine prachtvolle steinere Brücke führt, bildet die Grenze zwischen der Schweiz und Italien. Die Windgrotten des Dorfes stehen schon jenseits auf italienischem Gebiet.

An jenem Abend, als ich mit Barba Battista von Maloja zurückkehrte, fand ich auf dem Korridor einen neuen Alpenstock als Nachfolger jenes im Abgrund von Cacciabella verunglückten. Meine Söhne hatten wieder eine Bergtour vor; diesmal zum Glück nur nach dem Monte Gallegione. Es half nichts, daß ich ihnen vorstellte, der Gallegione biete nichts mehr als der Duan. Hinauf wollten sie und mußten sie, und zwar führten sie ihr Vorhaben nicht am folgenden klaren Morgen aus, sondern einige Tage nach meiner Rückkehr, als der Himmel gar nicht wolkenfrei war.

Was thut man, wenn man weiß, daß seine Jungen sich 3400 Meter über Meer befinden und es mit dem Erklimmen von Felsengräten und Spitzen nicht sonderlich genau nehmen? Man wartet, daß es Abend werde und man das Aufschlagen der Alpenstöcke und die trauten Stimmen im Vorhaus wieder höre. Dann öffnet man die Thür und während einem vor Freude das Herz im Leibe lacht, frägt man mit strenger Stimme hinaus: „Seid Ihr endlich da?"

Diesmal antwortete eine fremde Stimme: „„Ja, ich bin da; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich auf nicht gewöhnlichem Wege ins Bergell kommen werde?""

In der Dämmerung des Vorhauses unterschied ich zwei

lange Beine und vier kürzere. Herr Rabe war es, der mit meinen Söhnen vom Monte Gallegione heruntergekommen war. Es stellte sich heraus, daß diese auf ihrer letzten Streiferei im Bondasca- und Albignarevier, die sie in meiner Abwesenheit ausgeführt hatten, Herrn Rabe getroffen hatten, der vom Fornogletscher über den Passo di Casnile herüberkam. Sie wanderten zusammen gegen Vicosoprano hinaus und erfuhren gegenseitig, wer sie waren. Als Herr Rabe hörte, daß Barba Battista und ich noch nicht zurückgekehrt waren, verschob er seine Reise nach Unterporta. Er ruhte einen Tag in Vicosoprano; dann lenkte er seine Schritte aufwärts nach Casaccia, wo er Barba Battista vom Postwagen aus wie eine Vision erschienen war. Um ja keinen Tag seines kostbaren Ferienaufenthaltes zu verlieren, machte er den Weg über Septimer, Forcellina, Juf ins Averserthal; hier rastete er wieder ein paar Tage; dann kehrte er um nach Val Madrisa und Prassignola und erstieg den Monte Gallegione, wo er nach Verabredung mit meinen Söhnen zusammentraf. Nun wußte ich, warum diese gerade heute hinaufwollten und mußten, trotzdem der Himmel nicht ganz heiter war.

Die erste Frage des deutschen Herrn nach der Begrüßung galt Barba Battista. Da fiel mir ein, daß ich mich nach meiner Rückkehr nicht mehr nach dem guten Alten umgesehen hatte, was ich bis auf den heutigen Tag bereue. Denn im Verlauf des Abends, während wir vergnügt beisammen saßen, brachte man uns die Kunde ins Haus, daß er gestorben war. So war es; es ließ sich nichts davon abmarkten. Am nächsten Morgen erfuhr ich von der Frau, die in seinem Hause wohnte, Barba Battista habe seit seiner Rückkehr von

Maloja stets über Müdigkeit geklagt, mit dem Beifügen, das habe man davon, wenn man acht Tage lang ohne Zweck spazieren gehe, statt zu arbeiten. Am gestrigen Tage hatte er sich nicht gezeigt; als die Frau am Abend in sein Zimmer ging, fand sie ihn tot auf seinem Bett ausgestreckt; unter den Füßen hatte er wie gewöhnlich fein säuberlich sein Taschentuch ausgebreitet, um die Bettdecke ja nicht zu beschmutzen. Augenscheinlich war er so friedlich gestorben, wie er gelebt hatte.

„Der ist aber alt geworden!“ sagte mein Jüngster nach der ersten Ueberraschung, und damit war Barba Battista für das junge Volk abgethan.

Nicht für mich. Für mich war er der letzte Repräsentant jenes alten soliden Zuckerbäckerstandes, der im Ausland Geschäfte betrieb und den Erwerb hübsch nach Hause brachte. Als der Kanton Graubünden im Jahr 1766 bei seinen ewigen Reibereien mit den Nachbarstaaten sich auch mit der Republik Venetien überwarf, vertrieb diese auf einmal tausend Bündner Familien von ihrem Gebiete, „weil diese alles schöne Geld der Republik nach ihren unfruchtbaren Bergen tragen.“ Es scheint, daß viele Bergeller dort Kaffeebuden hatten und gute Geschäfte machten; es war eben die Zeit, wo die braune Bohne in Venedig ihren Einzug gehalten hatte; andere verdienten sich ihr Brot schlicht und recht als Handwerker. Diese ausgewiesenen Bergeller zogen nach anderen Städten des Kontinents, wo sie sich als Cafetiers und Zuckerbäcker etablierten. Andere Landsleute folgten ihnen, traten in ihre Geschäfte ein und setzten sich ebenfalls dort fest. Die Bergeller zogen gewöhnlich sehr weit, bis nach Polen, Königsberg und Marseille; manches Geschäft wurde berühmt und blühte über

ein Jahrhundert lang. Die Ausgewanderten nahmen ihren Fleiß und ihre Bedürfnisse in die Fremde mit, lebten nur für ihr Geschäft und blieben ihren Heimatsitten treu. Ihre Familien blieben im Lande und Frau und Kinder arbeiteten wie die Bienen, um mit dem Ertrage der Landwirtschaft auszukommen. Unterdessen häufte sich das Geld in der Fremde. Kam der Hausvater damit nach langen Jahren nach Hause, so griff er sofort zu Hacke und Schaufel und war wieder Bergellerbauer. Freilich gab es auch solche, die von Haus aus an größere Verhältnisse gewohnt waren oder einen weiteren Blick besaßen und aus der Fremde mehr als nur Geld heimbrachten.

Die heutige Generation versteht ein solches Leben nicht mehr und ist sehr geneigt, die Vorfahren eines engen Sinnes zu bezichtigen. Ueber Barba Battista habe ich manches unliebsame Urteil gehört, weil er keinen weiten Gebrauch von seinem Vermögen machte; und doch muß ich hier wiederholen, daß er weder geizig noch hartherzig war. Aber er blieb auf dem Standpunkte seiner Jugend, anerkannte die Bedürfnisse unserer Zeit nicht und handelte darnach.

Sein Schicksal, das er keines nannte, war in der That sehr einfach gewesen, und einen Roman könnte man nicht darüber schreiben. Als armer Knabe hatte er für einen Bauer in Maloja das Vieh gehütet. Diese Zeit des Hirtenlebens war für immer seinem Gedächtnis eingeprägt geblieben. Als erwachsener Bursche hatte er zum Bau des Hauses, das er sich später käuflich erwarb, noch Sand und Steine getragen. Dann war er zu einem Landsmann nach Berlin gezogen, der daselbst eine Konditorei besaß. Dieser hielt ihn im Anfang so streng, daß er nur viermal im Jahr ausgehen

durfte; wie es scheint, war dies Verfahren damals üblich. Das Gefängnisleben dünkte den Sohn der Berge zuerst hart, aber er wollte etwas erwerben und die Stütze seiner Geschwister werden, und er harrte aus. Als der Landsmann sich nach der Heimat zurückzog, kaufte er ihm das Geschäft ab, blieb aber immer der erste Arbeiter darin. Sich zu verlieben oder gar zu verheiraten fand Barba Battista niemals Zeit.

Auf die Behauptung, daß sein Leben arm an geistiger Entwicklung geblieben sei, muß ich erwidern, daß er und die meisten dieser Ausgewanderten manches vor uns voraus hatten, trotzdem Schule und Verkehr unserm Gesichtskreis weitere Grenzen gesteckt haben. Sie waren ganze Menschen, unzersplittert durch das vielgestaltige Leben unserer Tage; sie hatten bei ihrem Gelderwerb einen edlen Zweck, den sie nie aus den Augen verloren und der ihnen Halt gab. Nach Hause wollten sie und kamen sie, wenn es manchmal auch nur war, um da zu sterben. Als Barba Battista sich einmal in Berlin verleiten ließ, einer Aufführung des Wilhelm Tell beizuwohnen, mußte er wie ein Kind weinen, so daß er sich schämte und nie mehr ins Theater ging. Darauf meinte er eine zeitlang zu sterben; aber die Hoffnung, seine alten Tage in der Heimat zubringen zu können, hielt ihn aufrecht. In die Nüchternheit seiner täglichen Arbeit, in das Heimweh seiner einsamen Tage strahlte die Heimatliebe wie ein glänzender Stern, der auf seinen Weg einen Schimmer von Poesie warf und ihn zum Endziele führte.

Das ist nun anders geworden. Die wenigen Bergeller, die im Ausland Geschäfte haben, akklimatisieren sich dort nur zu gut. Sie nehmen die Familie mit; ihre Kinder besuchen

Im Kastanienwalde bei Castasegna.

die dortigen Schulen, werden dort groß und gewöhnen sich an das Stadtleben. Für ihr Heimatthal sind sie verloren.

Auch die Söhne der Wohlhabenden im Lande verlassen gern die Landwirtschaft und ihr Thal und suchen als eidgenössische Beamte, Handelsangestellte ꝛc. ihr Glück auswärts. Auch für diese ist die Rückkehr schwer; denn als Bergellerlandwirte müßten sie alle Ansprüche an Komfort draußen lassen. Aus diesem Grunde ist in den letzten Jahrzehnten die Bevölkerungszahl etwas zurückgegangen.

Patrizische Familien gab es im Bergell immer, die mit der Bildung ihrer Zeit Schritt hielten und im In- und Ausland hohe Stellungen einnahmen.

Nicht vergessen sei der Mann der Scholle, der emsig und unverdrossen dem steinigen Boden seinen kargen Lebensunterhalt abringt und mit unverwüstlicher Liebe an seinen kleinen Aeckern und Wiesen hängt. Wenn die schönen Häuser, die mit dem Geld des Auslandes gebaut sind, verfallen und die Namen ihrer Insassen verklungen sind, werden seine Hütten immer neu erstehen, wird er auf den Bergen seine Herde hüten und in den Cascinen seine Kastanien dörren. Er, der fleißige, solide, rechtliche Bergellerbauer wird der Herr des Bodens sein.

Bünden und das Veltlin.

Herr Rabe wollte wissen, warum das Thal der Maira, das von Maloja bis Cleven geographisch ein Ganzes bildet, beim Bach Lovero mitten entzweigeschnitten sei. Ich wußte es, und doch kam es mir ganz neu und merkwürdig vor,

als ich erwidern mußte, daß Napoleon I. den Schnitt vollzogen hat. Im Volke hat sich die Erinnerung daran verloren.

Das wichtigste Ereignis in der Bündnergeschichte der neuern Zeit war die Eroberung des Veltlins. Nach dem siegreichen Schwabenkrieg galten die Eidgenossen und mit ihnen die Bündner für unüberwindlich. Darum suchten fremde Potentaten mit ihnen Verträge abzuschließen, um in ihrem Lande Söldnertruppen anzuwerben. Sehr umworben war auch Graubünden; nicht nur lieferte es tapfere Soldaten, sondern war auch Herr der Alpenpässe, die es zum Durchmarsch von Truppen nach Belieben öffnen oder verschließen konnte.

Nachdem die Bündner in mehreren ruhmreichen Schlachten für fremde Staaten die Kastanien aus dem Feuer geholt hatten, beschlossen sie, eine auch in die eigene Tasche zu stecken. Ein Anlaß fand sich bald, und das Recht ihn zu benützen, glaubten sie zu haben. Sie stützten sich dabei auf ein Vermächtnis des Mastino Visconti, welcher sich im Jahr 1404 zu Bischof Hartmann von Chur geflüchtet und bei ihm gute Aufnahme gefunden hatte. Aus Dankbarkeit dafür hatte er diesem Veltlin, Bormio, Cleven und Poschiavo vermacht, die damals zum Herzogtum Mailand gehörten, als dessen rechtsmäßigen Erben Mastino Visconti sich betrachtete. Mailand war zwar seit 1506 im Besitz König Ludwigs XII. von Frankreich und das Testament des Visconti über hundert Jahre alt; aber die Bündner hielten daran fest. Als Papst Julius II. und Venedig mit Hülfe von 18,000 Schweizersöldnern dem König Ludwig das Herzogtum Mailand wegnahmen, um es dem Herzog Sforza zu geben, machten die Bündner ihre Ansprüche geltend. Sie brachen in Veltlin, Bormio und Cleven ein

und vertrieben die Franzosen; ja, im Siegesübermut gingen sie noch weiter und nahmen, was ihnen niemand vermacht hatte, nämlich die obersten Gemeinden des Comersees, genannt die drei Pleven. Das Volk, das von der Herrschaft der Franzosen schwer zu leiden gehabt hatte, begrüßte die Bündner als seine Befreier und leistete ihnen den Schwur. Herzog Sforza, froh das Herzogtum Mailand bekommen zu haben, bestätigte ihnen den Besitz der Thalschaften. Somit war Graubünden rechtmäßiger Besitzer des Veltlins, Bormios und Clevens.

Die Bündner begingen aber den Fehler, daß sie die Thalschaften nicht als Verbündete annahmen, sondern sie als Unterthanenland behandelten. Dadurch wurde der widersinnige Zustand geschaffen, daß eine Republik monarchische Rechte besaß und ausübte. So kam es, daß die Bergellerbauern Herren über das Städtchen Cleven wurden. Wie dieses Verhältnis den Clevern behagte, kann man sich ungefähr denken.

Die Bündner gaben den eroberten Thalschaften ziemlich die gleiche Verfassung, die sie unter Mailand gehabt hatten. In Sondrio setzten sie einen Landeshauptmann ein, in Cleven einen Commissario, an sechs Hauptorten Podestaten. Die Stellen, die mit der höchsten Würde und dem höchsten Gehalt verbunden waren, behielten sie für sich. Auch Bergeller aus dem Geschlecht der Castelmur, Salis, Prevosti, Stampa gelangten zur Ehre, Landesväter im Veltlin zu sein. Dies Verfahren war natürlich nicht geeignet, die Sympathie der Unterthanen zu gewinnen.

Die Erwerbung des Veltlins, welche die Bündner als ein Glück für ihr Land betrachtet hatten, wurde für sie bald eine Quelle der Bitterkeit und Kämpfe. Die Veltliner

fühlten sich durch den neuen Souverän enttäuscht und bereuten ihren Schwur. Den Bündnern konnte der Stand der Dinge nicht verborgen bleiben und sie vertauschten die anfängliche Milde mit Schärfe, wodurch sie das Verhältnis nicht besser machten. Auch nach außen mußten sie sich schon zwölf Jahre nach der Eroberung um den Besitz des Unterthanenlandes wehren. Auf dem Castell Musso, am rechten Ufer des Comersees, saß Johann Jakob von Medicis, ein Schützling des Herzogs Sforza; dieser Medicis übte eine Art Räuberherrschaft über den See und Umgebung aus. Da er keinen Widerstand fand, wollte er auch Veltlin und Cleven an sich reißen, und es gelang ihm, sich der drei Pleven und des Clevnercastells zu bemächtigen. Zwei Kriege fanden zwischen den Bündnern und dem Castellan von Musso statt, die zwei sogenannten Müsserkriege, welche so ernsthaft wurden, daß 14,000 Eidgenossen durch Misox und Bergell den Bündnern zu Hülfe eilen mußten. Als sie ankamen, war die entscheidende Schlacht bei Morbegno zu Gunsten der Bündner schon geschlagen. Die Kriege endeten damit, daß die Bündner Veltlin, Bormio und Cleven behielten; die drei Pleven aber, auf die sie niemals ein Recht gehabt hatten, verloren. Die Castelle Musso und Cleven wurden bei diesem Anlaß zerstört.

Von weittragenden Folgen für Graubünden war der ewige Streit der Mächte um Mailand. Im Jahr 1556 wurde Mailand unter Karl V. spanische Provinz. Frankreich aber, dem das Anwachsen der spanischen Macht ein Dorn im Auge war, gab seine Erbansprüche auf das Herzogtum Mailand nicht auf. Dadurch gewannen die Bündner- und Veltlinerpässe an Wichtigkeit; denn wenn Frankreich in der Lombardei Mailand angriff, so konnte Spanien seine Hülfs-

truppen aus Oesterreich, wo Ferdinand I., Bruder Karl V., die Kaiserwürde innehatte, nur über die Veltliner- und Bündnerpässe führen, ohne das neutrale venetianische Gebiet zu verletzen. Infolge dessen wurden die Bünde in die europäische Politik hineingezogen. Beide Staaten, später auch Venedig, bewarben sich um Oeffnung der Alppässe und überboten sich in Freundschaftsbezeugungen und Geldspenden. In Bünden bildeten sich zwei Parteien, die spanische und die französisch-venetianische, an deren Spitze sich die zwei mächtigsten Landesfamilien, die Planta und Salis stellten. Bald überwog die eine, bald die andere; bald schloß man mit Frankreich, bald mit Spanien um hohe Summen Verträge ab. Die öffentliche Moral litt sehr darunter.

Diese Wirnisse warfen ihren Schatten auch auf die Unterthanenlande. Wer dort Politik trieb, schloß sich einer Partei an; die Masse neigte zum katholischen Spanien. Als sichtbares Wahrzeichen aus dieser Periode stehen noch bei Colico am Ausgang des Veltlins und des Thales der Maira die Ueberreste der furchtbaren Festung Fuentes. Spanien ließ sie erbauen, als Bünden mit Frankreich und Venedig wieder ein Bündnis abschloß und es sich dadurch benachteiligt glaubte. So kam das Unterthanenland nie zur Ruhe, und es ist ganz natürlich, daß es alle Uebelstände dem Souverän zur Last legte.

Die politischen Gegensätze wurden durch die konfessionellen verschärft; ja, oft gab die Partei dem Religionshaß, der im geheimen glühte, nur das äußere Gewand, denn die Reformation hatte ihren Einzug in das Land gehalten und die Gemüter gewaltig ergriffen. In Graubünden hatten zwei Drittel der Bevölkerung die neue Lehre angenommen, in

Cleven die Hälfte; auch an den Hauptorten des Veltlins entstanden evangelische Gemeinden. Das Volk in den Unterthanenlanden aber war und blieb katholisch, und als der Bundestag ihm für die Reformierten Anteil an der Kirche und Kirchengütern diktierte, war die Entrüstung groß. Dazu kam die wachsende Unzufriedenheit mit der Verwaltung des Souveräns, das anmaßende Auftreten der Evangelischen, die Hetzereien der katholischen Geistlichen und der mächtige Hinterhalt Spaniens, welches nur auf den Augenblick wartete, sich des Veltlins und Clevens zu bemächtigen. Der lange angesammelte Zündstoff brach endlich los. Am 19. Juli 1620 fand der berüchtigte Veltlinermord statt, der zwar nicht an Ausdehnung, aber an Schauerlichkeit nur mit der Bartholomäusnacht in Frankreich verglichen werden kann. In der Nacht drang die fanatische Menge in die Wohnungen der Reformierten und ermordete deren 4—500. Wenige konnten entfliehen und retteten sich über den Murettopaß nach Engadin und Bergell. Zur Ehre der Clevner sei gesagt, daß sie an dem Blutbad keinen Teil hatten; ebensowenig soll der Papst seine Hand im Spiel gehabt haben.

Das Veltlin ging bei diesem Anlaß verloren. Spanien hielt es besetzt und schnitt gegen Bünden alle Zufuhr von Lebensmitteln ab. Ein paar Kriegszüge, welche die Bündner unternahmen, um es zurückzuerobern, liefen ruhmlos ab. Dabei waren die Zustände in Graubünden die traurigsten, die sich denken lassen. Der Parteihader artete in Bürgerkrieg aus. Dazu überzogen österreichische Kriegsschaaren unter Baldiron das Land, unterwarfen Unterengadin und Prättigau und kamen bis Chur; Spanien rückte gegen Cleven vor, wo unter Oberst Baptist von Salis-Soglio dreihundert

Bergeller lagen. Umsonst versuchten diese unter Cleven den Feind aufzuhalten; sie mußten der Uebermacht weichen; vierundzwanzig wurden getötet, darunter Jakob Corn von Castelmur und Dietegen von Salis. Die Spanier plünderten unter dem Kommandanten Graf Serbelloni drei Tage lang die Häuser der Evangelischen in Cleven; dann unternahmen sie den oben erwähnten Streifzug nach dem Bergell, auf welchem die Dörfer Castasegna, Bondo und Promontogno eingeäschert wurden. Somit war auch Cleven verloren.

Der einzige Lichtpunkt in dieser Unglückszeit war der Freiheitskampf der Prättigauer. Unter ihrem tapfern General Rudolf von Salis unternahmen die braven Prättigauerbauern die Verteidigung des Vaterlandes, vertrieben die Oesterreicher von seinem Boden und verfolgten sie bis ins Tirol hinein. Auch Graf Serbelloni, der bis ins Engadin gekommen war, kehrte um und zog von Cleven ab. Aber nächstes Jahr kamen Oesterreicher und Spanier mit Verstärkung wieder. Serbelloni drang wieder ins Bergell und zwar war diesmal Soglio das Ziel seiner Rache. Er zwang die Leute von Unterporta, selbst das schöne Haus ihres Obersten Baptist von Salis zu zerstören und an der Wiederherstellung des Clevner Castells zu arbeiten.

Da fiel in die Trübsal der Zeit ein Hoffnungsstrahl von Frankreich her. Kardinal Richelieu beschloß den Bündnern zu helfen und ihnen die verlorenen Landschaften wieder zu geben oder vielmehr diese Oesterreich und Spanien nicht zu lassen. Auch Savoyen und Venedig, die ein Interesse hatten, die spanisch-österreichische Macht einzudämmen, verbanden sich zur Liga und waren bald zum Angriff bereit. Zu ihnen gesellten sich die Eidgenossen und selbstverständlich die Bündner.

Diese vereinigten Truppen eroberten unter dem Marquis de Coeuvres das Veltlin; Cleven hielt sich etwas länger, und erst als sie Geschütze aus dem Veltlin über den Bernina und die gefrorenen Engadinerseen ins Bergell schleppten und den Feind im Rücken angriffen, ergab sich auch dieses.

Die Thalschaften lagen nun in den Händen Frankreichs. Bormio und Cleven wurden den Bündnern übergeben; aber die kostbare Perle, das Veltlin, bekamen sie nicht. Einige Jahre darauf fielen die Oesterreicher zum dritten mal in Bünden ein und wieder kam Frankreich zu Hülfe. Diesmal sandte es ein französisch-schweizerisches Heer unter Anführung des Herzogs Rohan, der in Graubünden den Namen „der gute Herzog" zurückgelassen hat. In der That vertrieb er die Oesterreicher und wäre geneigt gewesen, den Bündnern die Thalschaften unbedingt zurückzuerstatten. Aber er hatte gebundene Hände; hinter ihm stand Richelieu, der das Veltlin für Frankreich selbst wollte. Die Bündner bekamen es wieder nicht, und als sie sich zum zweiten Mal in ihren Hoffnungen betrogen sahen, wandten sie sich von den Franzosen ab und Spanien zu, was jene als Verrat ansahen, weshalb sie abzogen.

Nach langjährigem Krieg sehnten sich die Staaten nach Frieden und dies kam auch Graubünden zu gut. Im Mailänder-Kapitulat wurden endlich für Bünden befriedigende Beschlüsse gefaßt. Veltlin, Bormio und Cleven traten unter dessen Herrschaft zurück; die spanische Festung Fuentes, die als drohendes Ungeheuer nach Veltlin, dem Comersee und dem Thal der Maira ausschaute, wurde geschleift. Aber die Religionsfreiheit war in den Unterthanenlanden ausgeschlossen; der evangelische Gottesdienst wurde untersagt. Infolge dessen wanderten viele Protestanten von Cleven und Umgebung aus;

manche zogen ins Bergell, wo ihre Nachkommen noch leben und gute Bündner geworden sind. Damals wurde in Castasegna die große Kirche gebaut, die den Ausgestoßenen und noch Geduldeten diente.

Der Friede dauerte nicht lange. Die französische Revolution erschütterte die alte Welt mit ihren morschen Einrichtungen, und wer Aenderung wünschte, blickte hoffend nach Frankreich, wo ein Mächtiger auf den Plan getreten war. Die Veltliner verlangten die Fremdherrschaft abzuschütteln und wandten sich an den Nationalkonvent in Paris. Im Jahr 1796 zog Bonaparte als Sieger in Mailand ein; im folgenden Jahr wurde die cisalpinische Republik gegründet. Die Veltliner gaben ihren Wunsch kund, sich derselben anzuschließen; eine Partei daselbst hätte es allerdings vorgezogen, als viertes Glied in die Bünde aufgenommen zu werden. Im Juni 1797 kündigte der veltlinische Thalrat den Bündnern den Gehorsam auf; Bormio und Cleven folgten; nur unsere Nachbargemeinde Villa und das St. Jakobsthal wollten treu bleiben, wurden aber vom Souverän im Stich gelassen. Die Bündner beorderten eine Gesandtschaft an Bonaparte in Mailand mit dem Gesuch um Vermittlung. Dieser machte den vernünftigen und gerechten Vorschlag, das Unterthanenland als vierten Bund aufzunehmen und ihm alle Rechte eines Verbündeten einzuräumen. Als dieser Bericht nach Chur gelangte, entstand Verwirrung und Unzufriedenheit. Anstatt zu einem Entschluß zu kommen, ließ man unter Zank und Streit den Termin vorübergehen. Bonaparte verlor die Geduld, vollzog den Strich beim Bach Lovero, schüttete die jenseits liegenden Thäler der cisalpinischen Republik in die Schürze und überließ die Bünde ihrem Schicksal.

Es war gut so. Beim Bach Lovero ist die Grenze nicht ungeschickt gewählt, denn hier beginnt das bündnerische Phlegma in ein rascheres Tempo überzugehen; überdies bilden die verschiedenen Konfessionen eine natürliche Scheidewand.

Der Verkehr zwischen Bündnern und Italienern im Thale der Maira ist gegenwärtig ein lebhafter und freundlicher und niemand denkt mehr an die Vergangenheit.

Eine italienische Bauernhochzeit.

„Und nun, Herr Rabe, hinaus über die Grenze ins Land der Madonnen, des Frohmuts und des Gesanges!"

Herr Rabe setzte sein ungläubigstes Lächeln auf und dankte ablehnend; er wollte vor seiner Abreise noch seine Alpenpflanzen ordnen. Ich stand bereit, mich in Begleitung meines Töchterchens zu einer Hochzeit nach Villa zu begeben. Die Braut war ein junges Mädchen, das mehrere Jahre als Magd in meinem Hause gedient und mich dringend zu ihrem Ehrentag eingeladen hatte.

In Villa ist die krasse Armut des italienischen Bauernstandes nicht zu Hause. Die Leute sind kräftig und gewandt und wissen sich zu helfen; sonst könnte man kaum begreifen, wie die Umgebung eine Bevölkerung von über tausend Köpfen, also zweimal größer als das größte Bergellerdorf sie aufweist, ernähren könnte. Viele Villner finden als Taglöhner Verdienst im Bergell, wo sie sich die ganze Woche aufhalten. Am Samstag Abend wandern sie heim, um im Schoß ihrer Familie den Sonntag zu verbringen und die Messe zu besuchen. Herzerfreuend ist mir immer die Begegnung mit

der Mädchenschaar, die im Steinbruch bei der Porta in Arbeit steht. Nachdem die Mädchen den ganzen Tag die Steinplatten auf dem Rücken geschleppt haben, lassen sie auf ihrer zweistündigen Heimreise der Fröhlichkeit freien Lauf. Sie singen aus voller Kehle, singen wie der Vogel in den Zweigen, der singen muß, um sein Vogelseelenleben auszudrücken, singen, um ihr Behagen über das überstandene schwere Wochenwerk und die süßen Freuden des Sonntags, die im Kirchengang und Ausruhen bestehen, kundzuthun. Sie singen Lieder, die sie ohne Noten gelernt haben, die von Dorf zu Dorf, von Mund zu Mund ihren Weg finden, fröhliche und traurige, gewöhnlich Liebeslieder, aber niemals obscöne. Zur Zeit des abessinischen Krieges war das Lied von König Menelik und der bösen Taitu sehr in Schwung; daß die tapfern italienischen Krieger, deren Gebeine auf dem abessinischen Sande bleichten, dabei nicht zu kurz kamen, versteht sich von selbst. Die Mädchen mögen lustige oder wehmütige Melodien singen, immer marschieren sie dabei im Takt; gewöhnlich in zwei Reihen, welche die ganze Straßenbreite einnehmen. Ich kann nicht sagen, daß der Augenblick, wo man sich an ihnen vorbeiducken muß, für die Ohren gerade angenehm sei; aber aus der Entfernung, wenn sich die langgezogenen Molltöne mit dem Blätterrauschen der Kastanienbäume und dem gedämpften Wogenschwall der Maira verweben, wecken sie doch etwas, das mit dem sehnsuchtsvollen Zauber des Götheliedes: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn," verwandt ist. Doch wenn ich den kräftigen Gestalten nachblicke, die keine Spur von Ermüdung zeigen, weicht der sentimentale Gedanke gleich dem nüchternen: „Wo solche Mädchen gedeihen, ist das Volk noch nicht am Verkommen."

Die Jünglinge wandern vielfach nach Amerika aus, hauptsächlich nach Südamerika, wo sie als Waldarbeiter Verdienst finden. Dabei stehen sie ganz auf dem Standpunkt der alten Bergeller; sie gehen in die Fremde, um Geld zu verdienen, das sie in der Heimat verwerten wollen. In der That kehren fast alle mit ihren Ersparnissen heim. Das Dorf weist eine Reihe stattlicher Häuser auf, die mit amerikanischem Geld gebaut sind. Die Villner erfreuen sich also eines relativen Wohlstandes und dürfen sich noch lustige Hochzeiten gestatten. Eine solche war heute zu erwarten.

Ein strahlender Morgen war nach trüber Regennacht über Berg und Thal aufgegangen, als ich mit meinem Töchterchen das Haus verließ. Die Natur hatte ihr Sonntagskleid angezogen; in kräftigem Dunkelgrün prangte die ganze Umgebung. Der Weg führte im Schatten der Bäume nach Villa hinaus. Hier beginnt der Weinbau; die Trümmerhalde rechts verschwindet fast unter dem Gerank der Rebe. Wo zwischen dem verwitterten Gestein sich etwas Erde angesammelt hat, wird eine Rebenwurzel eingesteckt und ihre Schößlinge gitterartig über Latten gezogen, so daß die wüste Strecke vom schönsten Grün bekleidet erscheint. Rote Blumen und immergrünes Schlinggewächs quoll aus jeder Felsenspalte und von Terrasse zu Terrasse stürzten kleine Wasserfälle, die in allen Farben des Regenbogens erstrahlten.

Doch nicht lange konnten wir uns heute mit der Herrlichkeit befassen; wir eilten unser Ziel zu erreichen, wohl wissend, daß der Italiener nicht zu warten liebt. Als wir zur festgesetzten Stunde in die enge Dorfstraße einbogen, kam uns in der That schon die Mutter der Braut entgegen, die uns mit dem freundlichen Vorwurf empfing: „Padrona, wir

glaubten schon, Ihr kommt nicht zu unsrer Hochzeit; es geschieht wohl nur Euerm Töchterchen zu Gefallen?" Sie führte uns ins Haus. Wir traten durch die kleine Küche, die auf die Gasse ging, in ein holzgetäfeltes Stübchen, das mit der niedern Decke und den kleinen Fenstern ganz den warmen Nestern unserer Bündner Hochthäler gleicht.

Ungefähr zwei Dutzend Menschen saßen um den Tisch, auf welchem ganze Berge von Brot und Käse lagen. Diese Speiseberge waren zum Teil zur Bewirtung der Gäste, zum Teil zur Schau aufgestellt; denn ihre Höhe gilt als Grademesser für den Reichtum des Hauses und die Braut nimmt sie gleich in ihre neue Haushaltung mit. Es gab ein freudiges Begrüßen und großes Verwundern, daß wir gekommen waren, und die Tante der Braut, die alte Annunziata, die ich gut kannte, machte uns eiligst neben sich Platz. Der Vater der Braut präsentierte mir gleich den Pokal mit den Worten: „Nehmt einen tüchtigen Schluck, Padrona; bei dieser Hitze kann man ihn wohl vertragen." Ich that mein Möglichstes; aber der Mann schien mit dem Erfolg nicht zufrieden zu sein und nach einer Erklärung suchend, sagte er beinahe scheltend zu seiner Frau: „Ei, Beata, Du ladest die Padrona ein und sorgst nicht einmal für ein Glas; wenn Du selbst keins hast, warum entlehnst Du nicht eins beim Wirt?"

Die Frau erwiderte entrüstet, sie besitze selbst seit Jahren ein Glas, und habe auch im Sinn gehabt, es für die Padrona zu holen; aber wer könne an einem solchen Tag an alles denken?

Während wir Aeltern in der Stube frühstückten, versammelten sich die jungen Leute in der Küche, die überhaupt der Gesellschaftsraum des italienischen Volkes ist. Es ging

lebhaft zu und der Inhalt des Weinfasses, das dort aufgestellt war, mochte wohl im gleichen Maß abnehmen, wie hier derjenige des Pokals. Auf einmal erhob sich lautes Hollarufen; die Thüre wurde aufgethan und die Braut trat ein, erhitzt und erregt vom schwierigen Akt der Toilette, mit ihr die Freundin, die ihr dabei Kammerzofendienste geleistet hatte, beide freudestrahlend über das gelungene Werk. In der That durfte sich Annina, die Braut, zeigen. Sie war ein schönes Mädchen, dessen Wangen im Rot der Pfirsichblüte prangte; das widerspenstige schwarze Haar, durch die Hand der Freundin gemaßregelt, legte sich in scharfem Strich um Stirn und Wangen; von den zierlichen Ohren fielen die Gehänge bis auf das rote Busentuch herunter, und die steifen arbeitsharten Fingerchen verschwanden fast unter den breiten Goldreifen. Diese sind Maßstab für den Wohlstand des Bräutigams und Annina machte eine gute Partie.

Die Stille der Ueberraschung legte sich auf die kleine Gesellschaft. Plötzlich ließ sich eine Stimme vernehmen: „Annina, Dein Tuch ist zu grell rot; bedenke auch, Du bist ein armes Mädchen und Hochmut kommt vor dem Fall.“ Ihre Tante war es, die das Wort in die schweigende Versammlung warf, wohl in der Absicht, den großen Staat der Braut zu entschuldigen.

„„Mein Bräutigam hat es gewählt und bezahlt,““ erwiderte Annina, ohne sich verblüffen zu lassen.

Nun erhob sich unter dem weiblichen Teil eine lebhafte Debatte über die Farbe von Hochzeitstüchern, und die überwiegende Meinung war, daß eine dunklere Nüance in rot sich in der That würdevoller ausnehme.

Nach dieser kleinen Zurechtweisung wurde die Braut

freundlich eingeladen niederzusitzen und sich an Speise und Trank zu erlaben. Sie nippte nur und knusperte an einem Stückchen Brot. Annunziata flüsterte mir ins Ohr, es sei eine glückliche Vorbedeutung, wenn die Braut an ihrem Hochzeitstage keinen Hunger habe; die Not bleibe dann immer von ihrem Herde fern.

Nun wurde unter Höllenlärm die Thüre wieder aufgerissen und hereinstürzte die Burschenschaft des Dorfes mit dem Bräutigam in der Mitte. Der Anführer wandte sich an das zunächst stehende Mädchen mit der Frage: „Willst Du mit?" „„Nein,"" flüsterte das Mädchen, während es die Augen sittig niederschlug. Die Frage wurde bei allen Mädchen wiederholt, bis die Reihe an die Braut kam. Diese flüchtete sich statt aller Antwort hinter den Tisch, die Freundinnen hinter ihr her. Nun begann zwischen Burschen und Mädchen ein gelindes Ringen um die Braut. Mir wurde es bei diesem Spiel nicht ganz geheuer und ich suchte mit meinem Töchterchen das Weite zu gewinnen. Aber Annunziata, die meine Absicht bemerkte, erwischte mich noch zur rechten Zeit beim Kleid und sagte mit einem Blick, in welchem sich nachsichtiges Wohlwollen und verhaltene Lachlust vereinigten: „Ihr seid doch nicht die Braut? Seht Ihr nicht, daß die zuerst hinaus muß?" Ein Kichern wurde um mich her laut; ich begriff, daß ich auf dem Punkt gewesen war, einen argen Etikettefehler zu begehen, und tief beschämt verkroch ich mich in den hintersten Winkel, wo ich mich von nun an passiv verhielt. Die Burschen blieben Sieger und die Braut wurde mit ihren Freundinnen zur Thür hinausgeschoben. Nun durften auch die andern folgen. Als der Zug geordnet war, warf die Braut noch einen letzten Blick

auf das Häuschen ihrer Eltern; eine eigene Bewegung huschte einen Augenblick über das braune Gesichtchen hin; ich sah, wie ihre Halsadern schwollen; aber sie würgte die Tränen tapfer herunter und vorwärts ging es unter Jubelgeschrei der Kirche zu. „Bei Euch ist es Mode, daß die Braut an ihrem Hochzeitstage weint; bei uns würde sie harten Tadel erfahren, wenn sie es thäte," belehrte mich Annunziata. „Lustig müssen die Hochzeitsgäste sein und die lustigste die Braut; was soll nachher werden, wenn sie schon am ersten Tag den Kopf hängen ließe?"

Nun schwebte ein vereinzelter Glockenton wie ein mahnendes Wort von der höher gelegenen Kirche hernieder; auf einmal verstummte die Schaar und ein andächtiger Ernst war auf allen Gesichtern zu lesen. In dem zuckenden Arm Annunziatas, auf dem meine Hand ruhte, fühlte ich ein leises Ablehnen; ich verstand, trat aus der Reihe und wartete, bis alle vorüber waren; dann schritt ich mit meinem Töchterchen diskret ein paar Schritte hinter dem Zuge her. Unter feierlichem Glockengeläute betraten wir die Kirche, wo die Gemeinde schon versammelt war, denn jeder hielt es für Pflicht, der heiligen Handlung beizuwohnen und für das junge Paar zu beten. Ich stand bei Seite, nur hie und da von einem Blick der Nächsten gestreift, nur Nebensache, eine Schweizerin, eine Protestantin. Als wir aus der Kirche kamen, nahm mich Annunziata wieder zu Gnaden an. Ich bemerkte auch sofort, daß die andächtige Stimmung der Leute ebenso schnell, wie sie gekommen war, in lebhafte Fröhlichkeit überging.

Wir begaben uns in die Wohnung der Neuvermählten. Ein Stübchen, ein Kämmerchen, eine kleine Küche war fortan

der Raum, in dem sie leben sollten. Was brauchten sie mehr? Tagsüber hielten sie sich im Freien bei ihrer Arbeit auf und ihr enges Haus war ihnen sozusagen nur Schlafstätte. Das Wort Wohnlichkeit kennt der italienische Bauer nicht. Dennoch zeigte mir Annina mit Stolz ihr Bett, ihre paar Pfannen und Kellen.

Nun kam der Glanzpunkt des Tages, das Mittagsmahl. Wir lenkten unsere Schritte nach den Windgrotten. Was der Bauer unter Behaglichkeit versteht, spendet ihm sein Grott. Hier findet er nach seinem schweren Tagwerk Ruhe und Erholung und einen kühlen Tropfen zum mitgebrachten Stück Brot und Polenta, das er bei schönem Wetter im Schatten eines Kastanienbaumes verzehrt; für Unterhaltung sorgt der Nachbar, der zum gleichen Zweck da ist, und wenn es gut geht, gibt es zum Tausch eine Prise Tabak.

Das Hochzeitsmahl wurde in einem Gemach ob dem Weinkeller eingenommen und bestand aus dem unvermeidlichen Risotto und einem Fleischgerichte, das ohne Gabeln verspeist wurde. Der Pokal machte dabei unaufhörlich die Runde. Annunziata belehrte mich, daß es bei einer Hochzeit zum guten Tone gehöre, gemeinschaftlich aus dem Pokal zu trinken, weil auf diese Weise der Durst des einzelnen nicht bemessen werden könne. Die Gesellschaft wurde sehr animiert, obwohl keiner einen Rausch hatte, und wenn die Behauptung Annunziatas wahr ist, daß der erste Tag für die Ehe maßgebend ist, so hat Annina das Paradies auf Erden gefunden.

Die langgezogenen Töne einer Ziehharmonika erinnerten uns daran, daß das junge Volk sein Recht verlangte. Es wurde abgeräumt und der Tanz begann. Vom Ungestüm der Tarantella war nichts wahrzunehmen. Diese bleibt dem

Südländer; sein nördlicher Bruder aus den Alpen liebt den ruhigen Tanz der Bergleute, bei welchem ein Paar kaum eine Spanne Raum beansprucht. Ein abgemessenes Sichherumdrehen, ein taktmäßiges Hin- und Herwiegen des Körpers bekundet die Fühlung mit der Musik und drückt nicht sowohl Erregung als Wohlbehagen aus. Bei diesem behäbigen Gebahren bleibt auch das Taschenmesser, das weiter unten eine so unheilvolle Rolle spielt, hübsch zugeklappt in der Tasche liegen.

Wir brachen auf. Vor der Thür lud uns der Vater der Braut noch zum Abschiedstrunk ein. „Gevatterin," sagte der gute Alte, der etwas fidel geworden war, „nun setzen wir uns ein wenig auf diese Steinbank zu einem vernünftigen Tropfen nieder. Unser junges Paar wird sich wohl durchschlagen; was meint Ihr? Er arbeitet, sie arbeitet; beide gehen fleißig in die Kirche und die Madonna wird ihnen helfen." Mit diesen Worten langte er mit dem Pokal in das große Faß, aber entrüstet und beschämt zog er das leere Gefäß zurück; es war nichts mehr zu holen.

„„Gewiß wird sich das junge Paar durchschlagen,"" erwiderte ich, „„denn beide sind fleißig, rechtschaffen und brav.""

Ja, Arbeit und Sorge um das tägliche Brot war das Los der Leutchen, die sich heute für das Leben verbunden hatten; das wußte ich nur zu gut. Nichts anderes?

Während wir unsere Schritte langsam zur Schweizergrenze zurücklenkten, drang aus grünem Blättermeer halbverloren Glockengeläute an unser Ohr. Es läutete in Chete, einem Dörfchen jenseits der Maira, das zu Villa gehört. Ich wußte, in diesem Augenblick flüsterten hunderte von

Lippen das Ave, und wenn der Schall die zurückgelassene Schaar erreichte, hielten die Tänzer wohl einen Augenblick still und warteten mit gesenkten Köpfen, bis er verklungen war. Ja, das hatte das junge Paar auch, die Kirche und das Gebet.

Von der Landstraße zieht sich ein Pfad nach jenem Dörfchen und von dort nach Canete und San Barnaba. In abgemessenen Zwischenräumen stehen an diesem Weg zwölf Kapellen mit einem Ruhesitze davor. Hier legen die Bauern, deren Tagewerk darin besteht, so schwere Lasten auf dem Rücken zu tragen, daß der Ungewohnte kaum begreift, wie sie nicht darunter zusammenbrechen, für einen Augenblick die Bürde nieder und mit dieser vielleicht oft eine, ach wie viel! schwerere, von der die Welt keine Ahnung hat. Hier ist der Ort, wo sie ihre irdischen Sorgen vergessen und ihrer Sehnsucht nach idealen Gütern, die ja in jeder Menschenbrust schlummert, Genüge thun können; denn beim italienischen Volk liegt die ganze geistige Thätigkeit in der Religion.

Villa

Der Schmuggel.

Am nächsten Tage mußte Herr Rabe wohl oder übel seine langen Beine neben mir im Wagen ausstrecken, denn wir gaben ihm das Geleite bis Cleven. Jenseits des Baches Lovero steht die italienische Zollstätte. Wir wurden angefragt, ob wir etwas zu verzollen hätten, und als wir dies verneinten, nicht weiter behelligt. Die Italiener schmuggeln mit Leidenschaft; im Volke gilt der Schmuggel nicht für unehrenhaft. Die übertriebenen Zölle und Steuern lassen kein Verständnis für Staatsökonomie aufkommen. Wozu wohnen wir an der Grenze und warum sollen wir hier Zucker und Kaffee kaufen, wenn wir ihn auf Schweizerboden um die Hälfte billiger haben können? fragen sich die Leute. Das Schmuggeln hat etwas Komisches, wenn man sieht, wie Leute, die sich lieber den Finger abhauen ließen, als daß sie den Nächsten um einen halben Rappen betrügen möchten, sich abmühen, den Staat um den Zoll von fünf Rappen zu verkürzen. Ein paar Täfelchen Chokolade, eine Hand voll Zucker und Kaffee sind so leicht zu verstecken, und um den Platz sind besonders die Frauen niemals verlegen. Als wir in Cleven schwarzen Kaffee tranken, wurde uns mit dem Zucker zugleich eine Flohleiche serviert. Herr Rabe konnte nicht begreifen, wie das Insekt sich dieses Sterbelager gewählt habe; wir von der Grenze mußten lachen. Es gibt aber auch so gewissenhafte Herren, die für ihre Cigarre den Zoll bezahlen, bevor sie dieselbe anzünden.

Das Schmuggeln im Großen ist mit Gefahren verbunden und hat manchmal tragische Folgen. Die Schmuggler kaufen im Bergell zum Wiederverkauf Kaffee, Zucker, Tabak ꝛc.

und wandern unter Lasten von vierzig bis fünfzig Kilo bei Nacht und Nebel hoch oben an den Bergen hin, wo das Auge der Gerechtigkeit nicht immer wacht. Sie kommen manchmal über so gefährliche Stellen, wie die meisten Menschen sie am hellen Tag nicht betreten dürften. Ein Fehltritt bringt ihnen den sichern Tod. Dabei verdienen sie kaum so viel, als ein ehrliches Tagewerk abwerfen würde. Aber die Gefahr selbst, die mit diesem halben Banditenleben verbunden ist, hat für verwegene Gesellen einen Reiz. Die Grenzwächter überlisten, der Regierung ein Schnippchen schlagen, abenteuerliche Wege einschlagen, Strapazen überwinden, über welche die Welt staunt, das ist etwas, dem kein echtes Schmugglergemüt widerstehen kann. Ihre Bravourstücke erzählen sie offen und der Zuhörer wird selten etwas anderes dagegen haben, als etwa die Warnung: „Paß auf, daß sie dich nicht noch einmal erwischen!“ Werden sie erwischt, so ist gewöhnlich der Gewinn für mehrere Monate dahin, denn auf dem Schmuggel liegen schwere Geldbußen oder auch Gefängnis. Es ist nicht lange her, da ging die Wehklage durch das Thal von Cleven bis Villa: „Sie haben wieder einen in den Tod gejagt.“ Die „Sie“ waren Grenzwächter, die nur ihre Pflicht thaten, als sie zwei Schmuggler verfolgten, um ihnen ihre Beute abzujagen. Die armen Gehetzten stürzten über eine Felsenwand und blieben auf der Stelle tot. Solche Fälle sind nicht selten, dienen aber nicht zur Abschreckung. Die Leute holen die Verunglückten aus dem Abgrund, begraben sie unter Weinen und Händeringen, beten unzählige Paternoster für ihre armen Seelen und gehn und schmuggeln wieder.

Die Beamten und herumstehenden Grenzwächter bei der

Zollstätte gaben Herrn Rabe Veranlaßung sich des langen und breiten über die zwei Krebsschäden Italiens: Beamtentum und Militär auszusprechen. „Gibt es anderswo keine Beamten und keine Soldaten?“ fragte ich, als der Tadel kein Ende nahm.

„„Ja, aber nicht die Hälfte der Bevölkerung,““ erwiderte Herr Rabe, der diesmal mehr als nötig glaubte.

Hinter Villa verengert sich das Thal zur Schlucht; brausend jagt die Maira unter einer Felsenwand dahin; wenn man zurückschaut, scheint das Dorf über einem Abgrunde zu schweben; der Anblick ist überaus malerisch.

Der Weg senkt sich nun rasch nach Santa Croce, einem Dörfchen, das seit einigen Jahren seinen Namen zur Reklame hergeben muß. „Marroni di Santa Croce, zwei Mark das Kilo,“ las ich vor nicht langer Zeit zu meiner Verwunderung im Schaufenster einer Delikatessenhandlung in Berlin. Allerdings sind die Marroni di Santa Croce eine vorzügliche Kastanienart, aber auch nicht der hundertste Teil, der unter diesem Namen feilgeboten wird, wächst auf dessen engen Fluren. Die Leute von Santa Croce selbst haben keine Ahnung, wie weit ihr Ruhm reicht, sondern sind oft sehr froh, ihre Marroni für dreißig bis vierzig Rappen im Bergell anzubringen.

Unter Santa Croce treten die Berge wieder zurück und bald kommt eine ebene Fläche in Sicht. Hier lag Piuro, von den deutschen Bündnern Plurs genannt.

IV. Plurs.

Plurs war, obwohl nur eine kleine Stadt, durch seinen Handel und seine Reichtümer im In- und Auslande berühmt. In der Nähe der Alpenpässe Splügen und Septimer liegend, bildete es einen natürlichen Knotenpunkt für deutschen und italienischen Verkehr. Ueber ganz Europa spannte der Handel von Plurs das Netz seiner Goldfäden, und es gab wohl keine bedeutende Stadt diesseits und jenseits der Alpen, wo er nicht seine Vertreter hatte. Plurs war auch Sitz mehrerer alten Adelsgeschlechter, die aber den Handel nicht verschmähten, um dadurch Macht und Ansehen des Hauses zu vergrößern.

Als eine Hauptquelle seines Reichtums wird die Fabrikation der Kochgeschirre aus Lavezstein genannt. Dieser weiche leichte Stein wurde schon zur Zeit der Römer in der Nähe von Plurs gewonnen; tief ausgehölte Gruben am Berge Conto geben Zeugnis von der Bedeutsamkeit dieses Handelsartikels. Auch die Seidenzucht und der Grubenbau in den Bündnerbergen trugen nicht wenig zur Anhäufung der Schätze bei.

Ein altes Bild, das sogenannte merianische, das nun durch die Photographie vervielfältigt ist, zeigt uns das Städtchen, wie es sich dem Blicke des Beschauers von der jenseitigen Höhe darstellte. Es lag zu beiden Seiten der Maira,

welche von drei Brücken überspannt war. Große Paläste erhoben sich teils aus weitläufigen Gärten; teils schauten sie von sanften Erhöhungen herunter. Zusammenhängende Häuserreihen finden sich nicht vor und wären eine Entweihung der paradiesischen Natur gewesen. Plurs war eine zerstreute Stadt. Mit den Palästen wechselten Weinberge und Maulbeergärten ab; dazwischen wanden sich breite Straßen gegen die Anhöhen hinauf, die zu kleinen Parks umgewandelt und von reichgeschmückten Gartenhäusern gekrönt waren. Neben den Wohnstätten des Luxus und des Wohllebens fehlten die Kirchen nicht, wo der Plurser im Bewußtsein des irdischen Glückes dem Schöpfer für alle guten Gaben danken und für Erhaltung derselben beten konnte.

Dieses Bild ist wahrscheinlich nach dem Untergang von Plurs aus der Erinnerung gezeichnet worden und wird von Sachverständigen wegen der landschaftlichen Umgebung nicht für korrekt gehalten; immerhin bestanden die einzelnen Paläste und Kirchen und jedenfalls ist es ein getreuer Spiegel der Pracht und des Reichtums des Ortes. Weniger bekannt, aber wahrheitsgetreuer ist ein großes Oelgemälde in der Villa Vertemati, die allein in der furchtbaren Katastrophe aufrecht geblieben ist. Das Gemälde ist vom Alter geschwärzt und geht dem Verfall entgegen; schade, daß sich niemand seiner annimmt.

Die kleine Oase des Glücks erhielt einen passenden Abschluß durch ihre Umgebung. Sie wurde im Halbkreise von Bergen eingeschlossen, deren Fuß ein Kastanienwald schmückte. In der Ebene herrschte üppige südliche Vegetation; in den Gärten schattete der Lorbeer und von den verschnörkelten Beeten dufteten die seltensten Blumen. Ueber dem Kastanien-

walde zog sich der immergrüne nordische Wald hinan und darüber hinaus dehnten sich sammetgrüne Weiden mit der Flora der Alpen. Ueber dem Ganzen thronten die Berge in ewiger Majestät und tauchten ihre gezackten Felsenkronen in das tiefe Blau des italienischen Himmels.

Aber im Hintergrunde des Städtchens erhob, wie von der Schaar seiner Riesenbrüder vorgeschoben, drohend und unheilverkündend der Berg Conto seinen Gipfel.

Unter Plurs lag das Dörfchen Schilano mit seinen elenden Hütten, wahrscheinlich die Grundlage der Pracht und Herrlichkeit weiter oben, das Arbeiterdorf der reichen Fabrik- und Handelsherren der Stadt. Villa Vertemati stand jenseits der Maira in ziemlicher Entfernung und erhöhter Lage; deswegen blieb sie verschont. Sie gehörte einem Zweige der ausgebreiteten Familie gleichen Namens und hieß die Cascina, „die Hütte," im Gegensatze zu den übrigen Prachtbauten der Familie in der Stadt. Der schönste Palast gehörte dem Nicolo Vertemati und war mit den Attributen des raffiniertesten Luxus ausgestattet; zum Beispiel soll der Fußboden eines Saales mit lauter Dukaten gepflastert gewesen sein.

Der Volksmund erzählt, daß die Ueppigkeit und Genußsucht der Plurser den Zorn des Himmels herausforderten. Die überirdischen Mächte beschlossen ihr Verderben und alle, alle mußten untergehen. Einen Tag vor der Katastrophe kehrten mehrere Plurser von ihren Landhäusern im Veltlin oder von den Bädern in St. Moritz zurück. Viele, die den Ort verlassen wollten, verschoben ihre Abreise aus unwichtigen Gründen. Als Beweis des unausbleiblichen Fatums erzählt man, daß am Abend des Unglücks ein Kesselflicker von Schilano sich in Soglio befand. Bei hereinbrechender Nacht,

unter strömendem Regen, trat er seinen Heimgang an. Auf die Frage der Leute, warum er sich bei solchem Wetter auf den Weg mache, habe er geantwortet: „Ich muß, ich muß!" Schilano fand seinen Untergang zusammen mit Plurs.

Es war am 4. September des Jahres 1618. Seit acht Tagen hatte es unaufhörlich geregnet. Die Maira schleuderte mit Ungestüm ihre Wogen gegen die Dämme; von den Bergen stürzten reißende Bäche, die sich im Thale ausbreiteten und ihre Ufer mit Schlamm und Steingeröll bedeckten; ein Bergbruch verheerte gegen Schilano eine Wiesenstrecke. Solche Erscheinungen waren aber im Thale der Maira nicht selten und erregten keine Besorgnisse. Der Berg Conto stand scheinbar felsenfest und unerschütterlich; aber Hirten, die auf ihm ihre Herden hüteten, bemerkten tiefe Risse im Rasen, die sich immer mehr erweiterten; oft glaubten sie ein Zittern unter ihren Füßen zu verspüren; ihre Herden waren unruhig und gerieten bisweilen in wilde Flucht, als ob sie einer Gefahr entrinnen wollten. Die Hirten kamen nach Plurs mit der Nachricht, daß der Berg Conto sich bewege. Ihre Warnung fand taube Ohren; niemand wollte daran glauben.

In den Straßen der Stadt herrschte reges Leben. Eine Hochzeitsfeierlichkeit hatte zwei der vornehmsten Geschlechter miteinander verbunden. Die Freude darüber warf ihren Schimmer auch auf die untern Bevölkerungsschichten; die Freigebigkeit des Reichtums hatte über alle ihr Füllhorn ausgegossen. Der Himmel selbst schien sich zu diesem Freudentage zu schmücken; die Wolken verzogen sich und an seinem azurblauen Gewande glänzte gegen Abend die silberne Mondsichel. Das Ave rief zum Gebet. Auf den Gassen wurde es stiller.

Die Katholiken versammelten sich in der Kirche von St. Cassian; die Protestanten hielten ihre gewöhnliche Zusammenkunft in einem Privathause. Die Stunde des Verhängnisses war gekommen. Als sich nach dem Jubel des Tages Ruhe, Friede, Stille auf die Stadt senkten, neigte sich auf einmal der Berg Conto. Ein Krachen ließ sich hören, als ob das Himmelsgewölbe selbst einstürzte; zugleich senkte sich rabenschwarze Nacht auf die Erde; doch das Dunkel wurde auf Minuten von fliegenden Feuersäulen durchleuchtet. Ein Weheruf, wie der Sterbeseufzer einer ganzen Welt, erfüllte die Luft, — und mit diesem Weherufe stand der tausendfache Pulsschlag einer ganzen Stadt auf ewig still. Plurs war untergegangen.

Jetzt wird von Geologen behauptet, daß mit dem Lavezstein zugleich die Grundlage des Berges Conto weggenommen worden war und die Aushöhlungen, die jahrhundertelang zum Wohlstand des Ortes beigetragen hatten, der Grund seines Verderbens wurden.

Ein Zeitgenosse, der Geschichtsschreiber Fortunat von Sprecher, bündnerischer Commissario in Cleven, berichtet: „Von der Gegend von Plurs her tönte ein Donner, ähnlich der Explosion vieler großer Geschütze. Rauch, mit Schwefel und Feuer vermengt, stieg gen Himmel; obschon Cleven eine halbe Stunde von Plurs entfernt liegt, wurde mein Hut vom aufgewirbelten Staub bedeckt."

Bald darauf stockte der Fluß im Mairabett, und die Befürchtung lag nahe, daß beim Durchbruch des Wassers auch Cleven durch Ueberschwemmung untergehen würde. Der Fluß hatte sich bei Plurs zu einem See angestaut, und was etwa unter den Trümmern noch atmete, fand nun in den hereinbrechenden Fluten den Tod. Wunderbarer Weise aber

fraß sich das Wasser langsam durch Schutt und Geröll und fand unter Plurs sein altes Bett wieder. Cleven blieb verschont. Der Bergsturz war so heftig gewesen, daß einzelne Felsstücke an den jenseitigen Bergabhang geschleudert wurden und wieder zurückprallten. Der Kirchturm von St. Cassian wurde über den Fluß geworfen; ebenso eine schwere Marmortafel, die über dem Thore eines Palastes geprangt hatte.

Nicht alle, wie die Sage berichtet, fanden ihren Untergang; sechs Personen wurden gerettet, drei Kinder, ein Blödsinniger, eine alte Frau und ein Mann in der Kraft seiner Jahre. Unter den Kindern befand sich der Knabe Polidoro, Erbe der Villa Vertemati. Die Zahl der Toten wurde ungefähr auf tausend geschätzt. Nach Aufzeichnungen befanden sich aber Plurser Kaufleute in Mailand, Genua, Venedig, Verona, Piacenza, Traona, Sarzana, Palermo, Wien, Prag, Gratz, Paris, Nürnberg, Danzig. In manchen dieser Städte leben noch ihre Abkömmlinge.

Plurs wurde nicht wieder aufgebaut. Nachgrabungen hat man längst eingestellt. Wozu graben? Sollte man etwas finden, so müßte man den so und so vielten Teil der Regierung abgeben. Gefunden wurden zwei Glocken; eine im Mairabett, die andere an einem Abhang; die eine hängt jetzt im Turm von Prosto, die andere im Turm von St. Abondio. In den letzten Tagen wurde durch Zufall eine Windgrotte bloßgelegt. Man fand darin menschliche Gebeine, siebenundzwanzig Münzen, meist bündnerischen Ursprungs, und eine Turmuhr. Uebrigens glaubt man, daß alle zerstörbaren Gegenstände zermalmt seien.

Wir fuhren langsam an der Unglücksstätte vorbei. Der Berg Conto sieht jetzt mit seinem grünbewachsenen ab-

gestumpften Gipfel freundlich auf den Platz nieder, auf dem er so viel Unheil angerichtet. Der Boden ist ausgeebnet und zu einem Stück blühenden Kulturlandes umgeschaffen worden. Weinberge wechseln mit Kastanien- und Maulbeerbäumen ab. Und unter dieser Oberfläche lag ein Friedhof. Vorüber!

Auf der rechten Thalseite liegt hoch oben am Berg das Dörfchen Savogno. Von hier aus führen Fußwege nach Val di Lei und Avers. Ein kleiner See am Wege nach Val di Lei speist den Bach der Acqua Fraggia, der unten im Thal den schönen doppelten Wasserfall gleichen Namens bildet. Er stürzt über eine hohe Felsenwand, in zwei parallelen milchweißen Strängen; von der Straße aus gesehen scheinbar in die Wipfel der Bäume. Die Täuschung ist um so größer, da der Wald das Geräusch des Wassers dämpft. In der That fällt er mit solcher Gewalt in ein Felsenbecken und verursacht ein solches Getöse, daß man das Wort des Nachbars nicht versteht.

An der Straße erreicht man bald neue Häuser, die obwohl nicht vollendet, doch schon bewohnt sind. Es ist das wiedererstandene St. Abondio, genannt Borgonovo di Piuro. Mehrmals wurde das Dorf verlegt. Wo das alte liegt, sagt uns ein Blick auf die wüste Trümmerstätte, die sich rechts vom Bergabhang zur Maira hinunterzieht. Im Jahr 1663 wurde das Dorf von einer Rüfe fast ganz zerstört, wobei elf Personen den Tod fanden. Aber mit der unverwüstlichen Liebe, mit der der Bauer an seiner Scholle hängt, wurden Wiesen und Weinberge gesäubert, wieder angebaut und die Häuser neu aufgerichtet. Der Ort jedoch war nicht zu retten. Ungefähr ein Jahrhundert später wurde

er von der Rüfe wegrasiert; der Kirchturm allein blieb stehen, was als ein Wunder aufgefaßt wurde, obwohl der Turm von der Kirche getrennt und ein sehr fester Bau war. Die Bewohner konnten entfliehen und siedelten sich an einer andern Stelle an. Aber auch hier sind sie nicht sicher; der Ort ist von fallenden Steinen bedroht, was in letzter Zeit mehrere Familien veranlaßt hat, jene Häuser an der Straße zu bauen. Ursache der Rüfe sind die zwei kleinen Bäche Pluviosa und Valledrana, die bei trockenem Wetter kaum sichtbar an den Einsenkungen des Berges herunterrinnen und selbst bei Regenwetter nicht wasserreicher werden. Aber „der Berg ist faul," heißt es im Volksmund; das Erdreich löst sich, drückt auf das tiefer liegende, das immer massenhafter wird, bis es mit furchtbarer Gewalt vorwärtsrollt, alles verschlingend, was sich ihm in den Weg stellt. Nichts kann die Rüfe aufhalten, nicht einmal die Maira; sie durchwatet diese und schiebt ihr Material bis ans jenseitige Ufer. Auch auf dieser Seite ist der Boden in Bewegung, wie denn überhaupt ein breiter Geröllstreifen von Piuro unter St. Abondio das Thal durchquert.

Nach Borgonovo di Piuro kommt Prosto. Hier kann man einen Weg nach Cortinaccio zur Villa Vertemati einschlagen, die sich noch in gleichem Zustand befindet, wie vor dem Untergang von Plurs. Das Haus ist äußerlich schmucklos und unscheinbar; es war eben die „Cascina," die Hütte. Ein ovaler Fischteich, von steinernem Geländer umgeben, alte kupferne Pflanzenkübel, die seitlich gelegene in barockem Styl gehaltene Kapelle, sowie das ob dem Portal angebrachte Wappen verraten jedoch das Herrenhaus. Um so größer ist die Ueberraschung, wenn man eintritt. Ein Prunkbau,

in welchen das sechzehnte Jahrhundert in Holz und Stein gebannt ist, thut sich vor uns auf. Die Jahreszahl 1577 steht in eingelegter Arbeit ob einer Zimmerthür; das Zimmer war seiner Einrichtung nach das Bureau des Hausherrn und es fehlt nichts drinnen als dieser selbst in der Tracht seiner Zeit. Die Cascina ist eine Bestätigung von fabelhaften Reichtümern des Städtchens Plurs. Kein Raum ist ohne Schmuck geblieben. Fresken bedecken die Wände, Holzschnitzereien und Intarsien die Decken. Besonders prachtvoll ist die Decke des Gesellschaftssaales in Holzschnitzerei, und man hat die Ahnung, daß sie allein ein Haus wert sei. Ebenso reich, wenn auch nicht von so packender Wirkung, ist der Intarsienschmuck eines andern Zimmers. Wohin man sich wendet Zeugen eines lebensfrohen üppigen Daseins. Wie furchtbar mußte sich dies Dasein wandeln, als es sich lebend und fühlend ganz allein auf einer versunkenen Welt befand! Drei Jahrhunderte sind durch die Säle geschritten und haben viel mehr als die Menschen ihre Spuren darin zurückgelassen, jenen Duft und Ton, den keine Kunst, sondern nur die Zeit den Gegenständen verleiht.

Die letzte Insassin war ein altes Fräulein, das ihr Besitztum in Ehren hielt. Sie wies alle Geldanerbietungen, die man ihr für ihre Decken und Wände machte, mit dem Bemerken zurück, so lange sie lebe, solle das Haus ihrer Väter intakt bleiben. Sie selbst lebte in einfachen Verhältnissen, fast wie eine Bäuerin. Seither ist das Besitztum in die Hände der Erben übergegangen und es wird die Zeit kommen, wo die Decken und Wände der Villa Vertemati in die Welt hinauswandern und die letzten Spuren des reichen blühenden Plurs in unserer Gegend verwischt sind.

Prosto ist ein kleiner Ort mit alten städtischen Häusern, an denen die Neuzeit spurlos vorübergegangen ist. Sie werden von Bauern und Handwerkern bewohnt.

Villa Vertemati bei Piuro.

V. Chiavenna.

In zwanzig Minuten erreicht man Chiavenna, deutsch Cleven. Das Städtchen liegt nur 332 Meter über dem Meer, also ungefähr 1480 Meter tiefer als Maloja. Sechs Stunden Weges vollbringen das Wunder, den Wanderer aus der Sterilität des Hochgebirgs in eine von südlicher Vegetation strotzende Gegend zu führen. Cleven liegt im Mittelpunkt zwischen Bergell, St. Jakobsthal und Piano di Chiavenna. Zur Gemeinde Cleven gehören die Fraktionen Loreto, Campedello, Bette, Pianazzola und Uschione, zusammen 6000 Einwohner zählend. Das Städtchen liegt malerisch zu beiden Seiten der Maira, die von zwei Brücken überspannt ist. Die Thalsohle ist ein einziger Weinberg; an den Abhängen ziehen sich Kastanienwäldchen empor; früher nahm auch der Maulbeerbaum große Strecken ein, aber seitdem

die Seidenzucht in Abgang gekommen, ist er fast ganz verschwunden. In üppiger Fülle gedeihen in den alten Gärten Pfirsiche, Feigen und andere Gewächse des Südens; die dunkelrote Granate, der vollblühende Oleander streben an grauen Mauern empor; hochgewachsene Cypressen- und Lorbeerbäume geben moderigen Schatten. Vor dem Eingange des Städtchens steht rechts die zweitürmige Lorettokirche, links eine Baumwollspinnerei: am Eingang wird die Straße auf einer Seite von einer Häuserreihe, auf der andern von einer senkrechten Felsenwand eingefaßt. Dann öffnet sich ein Platz, auf dem sich die Kontraste wiederholen; auf einer Seite steht ein modernes Gasthaus, auf der andern „das alte Schloß," jetzt eine Ruine, dachlos, verwittert, mit hohlen Fenstern. Darüber thront auf isoliertem Felsenkegel das „Paradies"; der kleine Hügel wurde zur Zeit der Bündner Regierung von einem Angehörigen der Familie Salis angekauft, mit seltenen Gewächsen bepflanzt und zur Gartenanlage umgeschaffen, was ihm jenen Namen eintrug.

Ein Gang durch das Städtchen belehrt uns, daß es nicht von gestern ist. Die Hauptstraße ist eng, die Häuser sind hoch und in zusammenhängenden Reihen gebaut, die Läden meistens klein und dunkel; einen hübschen Anblick gewähren die Gärten, die man oft durch die offenen Durchfahrten der Häuser sieht. Aus alter Zeit stammen mehrere Patrizierhäuser, die, äußerlich anspruchlos, im Innern kostbare Stuben mit reichem Holzwerk bergen. Manches Holzgetäfel ist ein Kunstwerk, von Kennern hoch geschätzt. Vor Jahren wanderte eine dieser Stuben, das sogenannte Donna Ottaviazimmer, nach dem Landesmuseum in Zürich aus; in jüngster Zeit wurde eine andere vom Museum in Mannheim erworben.

Von den sechs Kirchen ist St. Lorenzo die schönste und durch ihre Altertümer bedeutendste. Das Spital stammt aus der Zeit der Kreuzzüge, ist reich dotiert und gut eingerichtet. Das Städtchen thut überhaupt viel zu Wohlthätigkeitszwecken und daß auch das Schulwesen im Aufschwung ist, beweist der neue Schulhausbau. Zurückgegangen sind leider Handel und Spedition. Die Waren, die früher über den Splügen von und nach Deutschland gingen, nehmen nun ihren Weg direkt durch den Gotthard. Die Eisenbahn, die Cleven bekommen hat, gleicht den Verlust nicht aus.

Stolz ist der Cleyner auf sein Pratigiana, eine öffentliche Anlage, und mit Recht. Mächtige Bäume beschatten den Platz, auf welchem steinerne Bänke zum Ruhen einladen. An die Bergseite lehnen die Crotti mit angebauten netten Häuschen und Sälen, wo der Cleyner abends sich oft mit seiner Familie aufhält und seine Abendmahlzeit einnimmt. Eine köstliche Luft strömt aus den Windhöhlen, die zwischen zerrissenen Felsstücken liegen, und verbreitet selbst bei glühender Sommerhitze eine angenehme Frische. Wer noch zweifeln wollte, der Cleyner sei nicht ganz Italiener, der möge ihn hier beobachten, wie er sich in seiner Lebhaftigkeit, seiner Lebensfreude, seiner Gastfreundschaft und seinen angenehmen Manieren gibt. Auch die Sprache, die im Bergell zwischen dem Romanischen und Italienischen steht, ist in Cleven schon ganz lombardischer Dialekt.

Chiavenna, Clavenna – von clavis — Schlüssel der Alpenpässe, ist in der That ein sehr altes Städtchen, dessen Entstehen manche Geschichtsschreiber Julius Cäsar zuschreiben. Vielleicht befand sich im fruchtbarsten Teil der Maira schon eine rudimentäre Stadt, als die Römer Herren des Landes

wurden. Die Cleyner waren Rätier und ihre Schicksale blieben lange mit den unserigen verknüpft. Mit ihren Stammesgenossen im Bergell lebten sie bald in Liebe, bald in Haß, wie es bei dem kriegerischen Geist dieser wilden Bergbewohner nicht anders zu denken ist. Soweit die Geschichte zurückgeht, ist ein Ringen von Nord und Süd, besonders zwischen den Besitztümern Chur und Como um diesen Grenzpunkt am Fuße der Alpen nicht zu verkennen.

Schon im Jahr 980 verlieh Otto II. dem Bischof von Chur den Brückenzoll über die Maira nebst dem Hüter und anderen Leibeigenen. 1038 schenkte Konrad II. die ganze Grafschaft Cleven dem Bistum Chur. Dann kam diese an den Bischof von Como. Zwei Jahrhunderte später entbrannte zwischen den Bistümern Chur und Como ein langjähriger Krieg um diese Herrschaft; Soglio wurde bei diesem Anlaß verbrannt. Im Jahr 1264 brach zwischen den Leuten im Thale der Maira selbst eine erbitterte Fehde aus, veranlaßt durch die leidenschaftliche Parteinahme der Cleyner für Welfen und Ghibellinen. Der Cleyner Podesta Hugo Fico verleitete die stets schlagfertigen Bergeller unter ihren Hauptleuten Papo von Castelmur und Bertram Provida einige Schlösser um Cleven zu zerstören; die Cleyner rächten sich dadurch, daß sie die Festung Castelmuro eroberten und vier Jahre besetzt hielten. Durch den Bischof von Chur und den Erzbischof von Mailand kam ein Vergleich zu stande.

Nun kam die Grafschaft Cleven unter die Regierung der Mailänder Herzoge Visconti. Aus dieser Zeit hat Cleven noch einige Bauwerke aufzuweisen. Galeazzo Visconti ließ um das Jahr 1360 am Fuße des Hügels Paradies „das alte Schloß" mit den zwei Türmen bauen, den Fels

Säulenhof von San Lorenzo in Chiavenna.

spalten, eine Schlucht, jetzt Caurga genannt, aushöhlen und in Pradigiana einen Turm errichten; auf dem Paradies befand sich schon eine uralte Burg. Diese kriegerischen Maßregeln waren hauptsächlich gegen die Bündner gerichtet und nicht ohne Grund, denn bald darauf machten diese ihren ersten Einfall, wurden jedoch zurückgetrieben. Nach den Visconti kamen die Sforza, dann die Franzosen ans Ruder. Den Bündnern gelang die Eroberung im Jahr 1512 und ihre Herrschaft dauerte bis 1797. Leider war für das unglückliche Land der Uebergang von der Bündner Fremdherrschaft zur cisalpinischen Republik nur eine trügerische Hoffnung mehr, im Hafen des Friedens und der Wohlfahrt zu landen. Zwei Jahre darauf brach der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich los und die Grafschaft ergab sich Oesterreich. Der Kaiser schickte den Baron Lichtenthurn nach Cleven, der hier bleibenden Aufenthalt nahm. Nun Wechsel auf Wechsel. Schon drei Jahre darauf stiegen zwanzigtausend Franzosen über den Splügen; Baron Lichtenthurn ging seines Weges und die cisalpinische Republik wurde restauriert. Der Republik folgte das Königreich Italien; Cleven und Veltlin bildeten dazu das Departement der Adda.

Noch einmal machten die Bündner den Versuch, sich der verlorenen Thalschaften zu bemächtigen; jedoch vergeblich; die Oesterreicher kamen diesen zu Hülfe und befreiten sie von den Feinden. Ein Vergleich kam zu stande, nach welchem die Bündner 1,600,000 Franken Entschädigung für ihre eingezogenen Güter im Veltlin erhielten und für immer dem Recht auf die Thalschaften entsagten. Die „Befreier" wurden mit Jubel empfangen und zum zweitenmal unterwarfen sich die vom beständigen Regierungswechsel ermüdeten Clevner

den Oesterreichern. Es kam das Jahr achtundvierzig mit seinen Freiheitshoffnungen; nun gaben sich die Clevner redlich Mühe, die Fremdherrschaft abzuschütteln und setzten Gut und Blut dafür ein. Sie mußten noch warten; erst der Krieg von neunundfünfzig brachte bekanntermaßen den Italienern die lang ersehnte nationale Einigkeit und Unabhängigkeit. Seither ist Cleven ein Glied jener großen Familie, die sich von den Alpen bis Sizilien erstreckt.

Der Strich beim Bach Lovero blieb stehen und wird so lange stehen bleiben, bis am politischen Horizont der Völker andere Sterne aufgehen und andere Perspektiven für die Wohlfahrt der Menschheit sich eröffnen.

Doch nicht im Reiche der Utopien will ich mich bewegen, sondern noch einen Blick auf die unterste Stufe im Thale der Maira werfen. „Und nun, Herr Rabe, bei Plurs und St. Abondio haben Sie deutlich gesehen, daß die Berge zur Tiefe streben; vielleicht klingt Ihnen die Behauptung nicht mehr barock, daß das Haupt des Engadin auf dem Piano liegt, während seine Füße das Tirol berühren."

Die letzte Thalstufe besteht aus dem Piano di Chiavenna, Lago di Mezzola und Piano di Spagna und ist die ausgedehnteste, aber so wenig augenerfreuend, daß über sie wenig zu sagen ist. Unter Cleven treten die Kettenzüge zurück und es thut sich eine weite Fläche auf, die sich mehrere Stunden lang zum Comersee hin erstreckt; die rätischen Berge gehen hier in die lepontischen über. Zwischen Cleven und Meje hält die Maira in ihrem jagenden Lauf inne und vereinigt sich mit dem Liro, der aus dem St. Jakobsthal vom Splügen kommt. Zur Strafe, daß die beiden mitgeholfen haben, den Comersee durch Ausfüllung des obern Seebeckens zurück-

zudrängen, müssen sie nun durch das selbstgeschaffene wüste Land rinnen und schleichen. Denn eine Landstrecke neuer Formation liegt hier vor. Die Gelehrten brauchen nicht in verschollene Aeonen zurückschauen, über welche nur die Combination ein dämmerhaftes Licht verbreitet, sondern die Geschichte selbst gibt uns Aufschluß über die Entstehung der Ebene, die zwischen Cleven und Comersee liegt. Das ungeheure Material lieferten und liefern fortwährend noch Maira, Liro, Boggia, Schiusone, Trebeca und Codera. Früher reichte der Comersee bis Samolaco — das Summolacum der Römer, zu oberst am See — das halbwegs zwischen seinen jetzigen Ufern und Cleven liegt. Noch 1500 konnte man in Samolaco landen. Seither wich der See einer Strecke von Sumpf oder Schutt und Geröll, auf der nach und nach die Vegetation Fuß faßt. Während auf dem Piano di Chiavenna die Verwandlung langsam vor sich ging, trat auf dem Piano di Spagna ein plötzliches grauenhaftes Ereignis ein, das eine rasche Aenderung zur Folge hatte. Die Adda, der große Thalfluß des Veltlins, verschob ihren Auslauf und brach 1500 mitten in das Piano aus, ihr Material in den See vorschiebend. Es war so massenhaft, daß es den obern Golf abschnürte, welcher nun als Lago di Mezzola dasteht. Wie rasch die Ausfüllung dieses Teiles vor sich geht, beweist der Umstand, daß schon in Zeit eines Menschenalters Aenderungen am Ufer wahrnehmbar sind. Alte Leute erinnern sich noch ganz gut, daß der kleine See nördlich weiter vordrang.

Trüb ist die Luft und öde die Gegend von Piano di Chiavenna bis Piano di Spagna; ein böser Brodem liegt auf den Sümpfen, der Fieber verursacht. Die Dörfer liegen selbstverständlich nicht im Thal, sondern an den Bergen, die

durch fruchtbare Terrassen und Alpen für die Landwirtschaft günstig sind. Im Sommer flüchten die Bewohner vor den aufsteigenden Dünsten nach höher gelegenen Oertchen. Das neugeborene Land muß sich zuerst machen und es wird sich machen. Es werden schon viele Kartoffen, Mais, Kohl und Kürbisse gepflanzt; die Wiesen geben ein grobes Heu und auch Baumpflanzungen sind vorhanden.

Nun durchbraust die Eisenbahn die trostlose Gegend. Von Chiavenna erreicht man in einer halben Stunde den Lago di Mezzola, der zwischen verwitterten nackten Bergen liegt. Trübe und dunkel ist sein Wasser und an seinen Ufern ertönt abends unaufhörliches Froschgequacke. Ein Hauch der Melancholie, wie eine Ahnung frühen Sterbens, liegt auf seinen sandvermischten Fluten. In seinem Schoße findet die Maira, das übermütige wilde Alpenkind, nach ihrem tollen Leben ein unrühmliches Grab, denn ihre Thaten sind weiter unten vergessen und selbst ihren Namen muß sie bei ihrem Austritt aus dem Comersee der Adda abgeben. Den kleinen Ruhm kann man ihr noch gönnen, daß sie sich, wie es immer heißt, in den schönen blauen Comersee ergieße, waren doch Lago di Como und Lago di Mezzola vor nicht gar langer Zeit noch eins.

Will der Bündner sehen, wie weit seine Herrschaft reichte, so fahre er noch über die prachtvolle Addabrücke bis zum Comersee und werfe einen Blick auf die Dörfer Gera, Sorico, Domaso, Gravedona und Dongo, in der Bündnergeschichte die Pievi genannt. Hier herrscht wieder blühendes Leben. Sollte der lachende Anblick in ihm Bedauern über den verlorenen Besitz erwecken, so erhebe er die Augen zum Hügel Montechio, wo die furchtbare Festung Fuentes lag; ihre

Ruinen, in denen jetzt Schlangen und Gewürm nisten, werden ihm sagen, daß die Zeit des Blutes und der Thränen, die mit dem Besitze der Grafschaft Cleven und des Veltlins immer verbunden waren, gut vorüber ist.

Herr Rabe war unschlüssig gewesen, ob er seine Heimreise über den Comersee durch den Gotthard einschlagen solle. Nun sah er nach dem dunsterfüllten Süden und dann wieder zu den Splügenbergen hinauf, die im klaren Sonnenlicht rötlich erglänzten. „Fünf Bergtouren habe ich dieses Jahr gemacht," sagte er nach Stock und Rucksack greifend; „noch eine, dann ist das halbe Dutzend voll; ich will Bergluft atmen, so lang ich kann!"

Er verabschiedete sich von uns mit herzlichen Worten und lenkte den Fuß nach der Splügnerstraße, die als versöhnendes Denkmal aus der österreichischen Regierungszeit dasteht und eine der schönsten Alpenstraßen ist.

DQ
841
B8A54

Andrea, Silvia
Das Bergell

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 07 03 11 004 2